

Berſuch eines Sorbentwiffens,

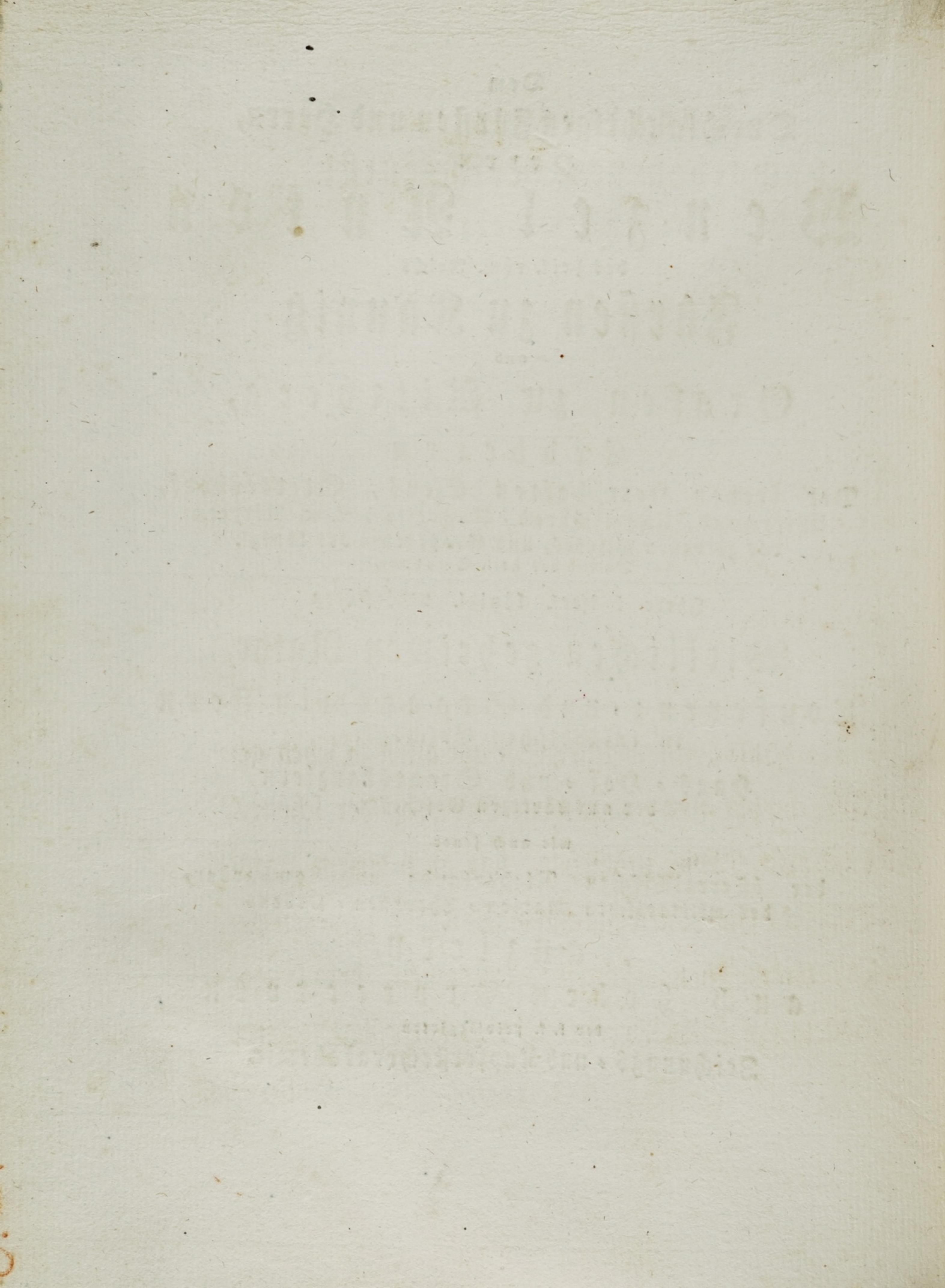


Entworfen
von Ignaz Schiffermüller aus der G. J.
im f. f. theresianischen Collegio.

W G E N,
verlegt Augustin Bernardi, Buchhändler 1772.



Dem
Durchlauchtigen Fürsten und Herrn,
Herrn
Wenzel Anton
des heil. röm. Reichs
Fürsten zu Kauñig
und
Gräfen zu Ritterberg,
Erbherren
Der freyen Herrschaften Esens, Stettendorf,
Wittmund, Ungrischbrod, Austerlitz, &c. &c. Rittern
des goldenen Blißes, und Grosskreuze des königl.
Ordens des heil. Stephans,
Ihrer kaiserl. königl. Majestäten
Wirklichen geheimen Rath,
Conferenz- und Staatsministern
in inländischen Geschäften,
Haus- Hof- und Staatskanzlern
der auswärtigen Geschäfte,
wie auch jener
der österreichischen Niederlande und Lombarden,
des militarischen Marien-Theresien-Ordens
Kanzlern,
auch hohen Protectoren
der f. f. privilegierten
Zeichnungs- und Kupferstecherakademie.



Durchlauchtiger,
hochgebohrner Reichsfürst!
gnädigster Herr!



Die Huld, mit welcher Sie auf alles zu sehen gewohnt sind, was dem Gebiethe der schönen und nützlichen Künste zuwächst, hat auch diesem gerungen Versuche die beneidenswürdigste Ehre zuwegen gebracht, unter einem Namen zu erscheinen, dem Europa schon lange seine Verehrung gewidmet hat. Eine

Huld, die meine ganze Danksfähigkeit aussodert, und
den heißesten Wunsch in mir erreget, des Beysalles ei-
nes erhabenen Ministers nicht ganz unwürdig zu seyn,
der von der anstrengendsten Besorgung des allgemei-
nen Wohls in der Gesellschaft der Künste ausruht, und
unter ihren Kennern eben jene Stelle behauptet, zu
wel-

welcher ihn unter den Staatsbeamten die Wahl der
einsichtigsten Fürstinn erhoben hat. Möchten Sie
doch, erlauchter Fürst! beyde Stellen noch lange be-
haupten , lange der Schutz der Künste , der Gönner
und Ermunterer der Künstler in den österreichischen
Staaten seyn!

Da-

Darum flehe ich den Himmel brüstig an, und
verharre mit den reinsten Empfindungen der Verehrung
und des Dankes

Ihrer Durchlaucht

unterthänigst gehorsamster
Ignaz Schiffermüller
v. d. G. J.

I. Abschnitt.

Beweggründe und Endzweck des gegenwärtigen Unternehmens.

I. §.

 Wir haben schon anderswo (*) erklärert, was uns zu gegenwärtigem Unternehmen vorzüglich bewogen habe, die Beschwer- niss, welche nach ihrem Geständnisse, so viele Liebhaber der Naturkunde, und wir selbsten fühlten, die bey den Schmetterlingen und andern dergleichen Thierchen, oder auch in den übrigen Reichen der Natur vorkommenden Farben verständlich zu beschreiben. Nicht wenige Naturforscher äußerten schon lange den Wunsch, daß bey irgigen der Naturwissenschaft so günstigen Zeiten auch hierin ein Mittel möchte gesprochen, und die wankenden Benennungen der Farben auf solche Art bestimmt werden, daß unsere Begriffe davon allgemein und einformig würden.

Aufmerksame Augen auf alle Züge der schildernden Natur, sonderbare Hochschätzung der Malerey und einiger mit dieser verwandten Künste, erworbene Bekanntschaft mit Künstlern von dieser Art, und daher erhaltene Erläuterungen dessen, was uns von Farben in Büchern aufgestossen, dann auch eigene Versuche, und dergleichen andere Umstände haben uns vielleicht doch zu viel geschmeichelt, da sie uns das Vertrauen einflößten, diese Sache in den von unsern Amtspflichten freyen Stunden zu unternehmen (**).

A

II. §.

(*) Ankündigung eines systemat. Werkes von den Schmetterlingen der Wienergegend. V. Abschn. 3. u. 4. §. Man behält wegen der Einförmigkeit mit jenem Werke auch die Art in der mehrern Zahl zu schreiben bey.

(**) Wir müssen diejenigen, die in diesem Felde schon, um zur Beförderung der Naturlehre etwas beizutragen, gearbeitet haben, nicht mit Stillschweigen übergehen. Hr. Bergrath Sevpoli schlägt in seiner Entomologia Carniolica

II. §.

Dies Unternehmen ist eben nicht gering: seine Gränzen sind viel weiter hinaus gesetzt, als es vielleicht auf den ersten Anblick scheinet: die Farben, die auf Insecten vorkommen, sind, wenn man sie genau unterscheiden will, fast ohne Zahl; und wir zweifeln mit Grunde, ob es eine nennbare Farbe gebe, die man aus dem Insectenreiche nicht aufführen könne: und wie viele stossen dort auf, die auch erfahrene Naturforscher und verständige Maler entweder gar nicht zu nennen wissen, oder doch mit so
ges

(*Explic. Color.*) die den Physikern bekannte Scheibe vor, welche mit zwei oder mehr Hauptfarben bemalt, und an einer beinamen Achse schnell gedrehet, dem Auge nur eine vermischtte Farbe vorstellt. Er theilet die Scheibe in 8 Fache, und setzt 6 Hauptfarben fest, Zinnoberroth, Gelb, Blau, Schwarz, Weiß, und Grün. Von diesen fügt er mit verschiedenem Verhältnisse, jedesmal zwei oder drey, einmal auch fünf zusammen, z. B. Rosatus partes 2, Albi, 6 Rub., Caryophyllinus 4 Virid. 2 Rub. 2 Nig. &c. und bestimmet hieraus 28 vermischtte Farben.

Der Vorschlag behält immer seinen Werth; ob wir schon zweifeln, ob diese Vorstellung einer gemischten Farbe, die in der That nur eine flüchtige Augentäuschung ist, und noch darüber, nach den verschiedenen Graden der Bewegung, fast augenblicklich ändert, bey jedem Naturforscher gleichdeutliche Begriffe gründe, wenn wir auch voraus sezen, daß sich die Ausübung, und öftere Wiederholung der Versuche keiner werde verdringen lassen. Die Zahl der bestimmten Farben scheint uns auch für das unübersehbliche Feld der Natur, oder auch nur der Insectengeschicht viel zu gering zu seyn, wenn man schon die 16 dort beigefügten nach bekannten Dingen genannten Farben:

Aureus, argenteus, cupreus, &c. zu Hilfe nehmen wollte.

Es blieben, um uns in Beschreibung unserer Insecten an den Entwurf nach dem allgemeinen Wunsche des Hrn Wf. halten zu können, zween Wege über: Einer, die von ihm bestimmten Farben mit noch andern Versuchen der Scheibe zu vermehren; der andere, dieselben mit denen, die wir schon auf eine andere Art zu bestimmten unternommen hatten, zu vereinigen. Es wollte uns aber weder eines, noch das andere gelingen. In den Versuchen, die wir mit der Scheibe anstellten, brachten uns Zusammensetzungen verschledener hohen Farben, die im Malen und Färben, ein Violet, ein Orange, ein sicheres Grün, oder endlich verschledenes, doch immer bestimmtes Braun erzeugen, fast nur grauliche, und meistens ganz weißlichtgraue Farben hervor. In unsern Bestimmungen der gemischten Farben aber hatten wir schon die durchgehends mehr bekannten Farbenfügungen nach der Art der Maler gewählt, und glaubten, dieselben würden, da sie mit den meisten Methoden einer Farbenvereinigung übereinstimmen, etwa auch hier eintreffen. Doch wir fanden das Beispiel: Roth und Blau, wenn auch letztes

gehäuftesten Namen auszudrücken nöthig haben, daß sie zuletzt ganz unverständlich werden (*). Wie aber nun, wenn sich die Bestimmung der Farben auf die ganze Naturgeschicht verbreiten sollte? Wie viele Beschwerlichkeiten finden auch geschickteste Maler, die Farben der Natur nur nachzuahmen! Sie haben an die fünfzigerley Pigmente oder Farbenstoffe, die theils aus dem Mineralreiche, theils aus dem Pflanzen- und Thierreiche kommen, und in den Specereybuden schon zubereitet zu haben sind; diese vermengen, diese vervielfältigen sie durch mancherley Kunstgriffe fast auf unzählliche Arten, und dennoch ist nicht leicht einer auch der geübtesten, der nicht in Mitte

A 2

Dies

res, das ohnchin sehr ausgiebig ist, in geringerer Dose genommen ward, geben uns ein Bißlet, und freylich geben sie dieses auch in aller Art zu malen, im Färben, in vermischten Pulvern, in vereinigten feinen Fäden, und sogar in zween solchen, nach Absonderung der übrigen, vermengten Lichtstralen. Auf der Scheibe entgegen erzeugen sie, nach des Hrn. B. N. Erfahrung die Menigfarbe. Minius. 6 Rub. 2 Cærul.; wo doch sonst die Menig = oder Minienfarbe, wie sie z. B. Hr. Beckmann (Anfangsgr. d. 27. S.) von den Sonnenkäfern (Coccinellæ) und wie man sie insgemein zu unsren Zeiten nimmt, aus dem Rothen fast zur Hälfte ins Gelbe, wovon sie unmittelbar bereitet ist, gehet, und von den Malern gebrauchet wird, Orange auszudrücken. S. Günthers Anweis. zur Pastellmal. Nüremb.; Castell Optique des couleurs „La mine est tout - à fait orange; und Hr. Mayer Abb. v. Mess. d. Farben., Menig besteht aus $\frac{9}{12}$ Roth und $\frac{3}{12}$ Gelb., Fast eben so verhält sichs mit der Korallenfarbe, die nach Anleitung der Scheibe aus 6 Th. Roth und 2 Grün bestehen soll; welches sonst, weil Grün schon aus Blau und Gelb zusammengesetzt ist (S. ebend.) eine unreine, düstere Farbe giebt; und mit der

Strohfarbe von 6 Th. Gelb und 2 Blau, wovon sonst das wahre Oliv entsteht; und endlich mit der Ockerfarbe, für die bey dieser Methode 4 Th. Roth, 2 Gelb und 2 Grün angegeben werden; da sie sonst fast für das eigentliche Gelb gehalten wird, wie wider Castell „Le jaune vrai on fait de Gommegutte mêlée d'ocre. u. d. m. Allein vielleicht werden andere glücklicher seyn, diese uns anscheinenden Schwierigkeiten und Widersprüche einer Methode gegen der andern, nach des Hrn. Verfassers Ideen, auszugleichen.

(*) So nennt ein berühmter Mignaturmaler und vieljähriger Naturforscher Rösel Tom. 4. S. 127. eine Farbe Dunkelbräunlichgrauschwarz, eine andere S. 128. Dunkelröthlichschwarzbraun. Wiederum Tom. 3. S. 289. Gelbröthlichbraun und anderswo Gelblichtrothbraun; in welchen Benennungen ein Widerspruch zu liegen scheint. Braun ist schon eine Mischung von Gelb und Roth mit wenigem Schwarz oder Blau; man sagt Rothbraun, wenn in der Mischung das Rothe, Gelbbraun, wenn das Gelbe überwiegt, wie kann man also Gelblichtrothbraun, Gelbröthlichbraun sagen?



dieses Ueberflusses über Mangel klagt, wenn er durch genaue Nachahmung die Zärte, die Heiterkeit, die Verschiedenheit der Farben ausdrücken soll, mit welcher die Natur manchen Gegenstand kleidet (*). Um die Benennung aber, den Rang und die genaue Bestimmung solcher Farben wird man ihn, ohne Gefahr Unwillen in ihm rege zu machen, nicht einmal fragen därfen.

III. §.

Aber wenn wir es schon wagen, unsere wenige Einsicht und Müsse diesem Theile der Naturlehre zu widmen; sollen wir nicht zugleich einigen Blick auf die Geschäfte des gesellschaftlichen Lebens werfen, und unsere Bezmühung für die Künste und für den Umgang gemeinnützig zu machen suchen? Wir sind der Meinung, es müsse dieses grossentheils eben der Zweck der

Naz-

(*) Man kann daher nicht wohl glatterdings gelten lassen, was der Verfasser der Betrachtungen über die Quellen und Verbind. der sch. Künste von den Farben der Natur behaupten will. „ Die Localfarben (heisst es in dem Auszuge, den uns davon die alte Bibliothek der sch. Wissenschaft. im 2 St. des 1 B. liefert) Die Localfarben der Natur sind nicht so frisch, nicht so lebhaft als die Localfarben eines geschickten Coloristen. „ Die Weisheit und die Güte des Schöpfers würde sich freylich auch durch dieses zeigen, daß er den Menschen so sehr erhoben, und dessen Geiste eine so ausnehmende Erfindungskraft, und Geschicklichkeit ertheilet hat. Aber der Verfasser fährt zur Entschuldigung der Natur fort: Sie malt einen unendlichen Raum für die unendliche Zeit, und ändert mit jedem Augenblicke ihr unermessliches Gemälde. Was für ein erstaunliche Mannichfaltigkeit von Farben wird sie also anwenden müssen? (Dieses ist alles vollkommen richtig, allein) „ Je geringer hingegen (heisst es weiter) die Anzahl der Farben ist, desto reiner

und lebhafter können sie seyn. „ Dieses kann etwa bey einem Vergleiche zwischen Menschen, zwischen Meistern von gleicher Einsicht, Erfahrung und Geschicklichkeit gelten, nicht eben so im Vergleiche mit der Natur. Diese malt bald mit einer Farbe oder doch mit wenigen, bald mit vielen; ist im Kleinen, wie z. B. bey Insecten, Blumen, Früchten, Muscheln, edlen Steinen und andern Fossilien; und wieder im Grossen, wie z. B. bey neugrünenden Wiesen und Wäldern, bey hellen Gewässern, bey dem lichtblauen Himmel, dem feuerrothen Horizont, dem bunten Regenbogen, u. d. m. Man muß auf diese oder vergleichende erschaffene Schönheiten wohl gar zu wenig gemerkt haben, wenn man an denselben nicht eben so frische und lebhafte, oder seye man auch, nicht eben so reine, so hohe, so liebliche, so entzückende Farben bemerket hat als jemals an einem Gemälde des vortrefflichsten Farbengebers. Wir haben öfter mit Bedacht und ganz unpartheyischen Augen nicht nur die Farben der Gemälde, sondern auch jene der niedlichsten Seidenstoff-

Naturwissenschaft selbst und ihrer Untersuchungen seyn. Aber werden wir wohl dem gemeinen Leben und vornehmlich den mit Farben sich abgebenden Künsten etwas nützen können? Wir wünschen, und versuchen es. Es mag doch etwa angenehm und vortheilhaft seyn, wenn man von einer jeden unter mehr hundert Farben verständlich reden, wenn man dieselbe in Stoffen und andern Waaren namentlich begehrten, oder bestellen kann. Uns wird es unterdessen in dem Wesentlichen unsers Entwurfes keine Veränderung machen. Wir haben für unsere Illuminirer die Farbenstoffe anzumerken, aus welchen jede der einfachen oder gemischten Farben hervorgebracht wird: wir werden dabei zugleich derselben verschiedene Güte, Dauerhaftigkeit, Zubereitung, u. d. m. berühren müssen. Nicht wenige von diesen Materialien werden auch bey andern Arten der Maleren mit Vortheil angewendet. Hier sieht man schon ein Band, das doch nicht das einzige ist, welches die ver-

A 3

schie-

stoffe betrachtet, aber keine jemals gefunden, die wir nicht auch schon in blumenvollen Gärten oder in reichen Naturalienkamern ein und andersmal bemerket hätten. Entgegen sind uns in eben diesen Sammlungen, und insgemein in Beobachtung der Natur nicht selten Farben aufgestossen, die uns, noch durch keine Kunst erreicht, oder auch ganz unnachahmlich schienen. Unter diese letzteren kann man wohl die an einigen Sommertagen von der auf- oder untergehenden Sonne beleuchteten Wolken zählen. Und ist denn nicht ein Maler eben nur ein Nachahmer der Natur, (freylich wohl der schönen, der mit Einsicht und Klugheit gewählten Natur) desto vortrefflicher in seiner Kunst, je näher er derselben kommt? Und liefert denn nicht selbst die Natur dem Coloristen seine lebhaften Farben schon in ihrem Glanze, einen Zinnober, ein Berggrün, ein Bergblau, einen Ultramarin, u. d., oder auch das reine Gold und Silber? Wir wissen, was man noch einwenden kann, daß wenigstens öfter menschliche Bild-

nisse gemalet worden von einer solchen Schönheit, daß es wohl schwer fallen würde, irgend ein lesbendiges Original zu finden, welches sich damit vergleichen könnte. Allein man wird uns nicht absprechen, daß diejenigen Künstler der letzteren zwey oder drey Jahrhunderte, die menschliche Gestalten am schönsten geschildert haben, ein Raphael, ein Corregio, ein Titian und andere die Meisterstücke des Alterthums studiret, und davon, nebst dem edlen Ausdrucke den auserlesenen schönen Contour entlehnet haben, der mit der Zärte und Lebhaftigkeit des nach lebenden Personen ausgeführten Colorits vereinigt, so vollkommene Schönheiten vorstellte, dergleichen wohl nicht aller Orten und zu jeder Zeit zu finden sind, unter den Griechen aber einstens in einer so milden Himmelsgegend und bey so unverzärtelter Erziehung gar nicht selten gewesen seyn müssen; wie Abt Winkelmann (in seinen Gedanken über die Nachahm. der griech. Werke in der Mal. u. Bildh.) ausführlich und trefflich beweiset.



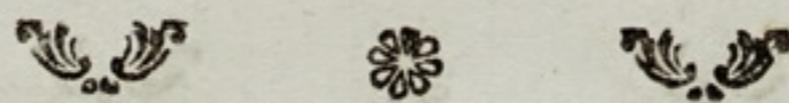
schiedenen Arten der Malerkunst, oder insgemein die verschiedenen Arten, Farben auf andere Körper zu bringen, untereinander verknüpft. Sollen wir also nicht schon auch melden, wie jede von diesen, nach ihrer Weise zu verfahren, diejenigen Farben, die wir eben bestimmen, erhalten könne, oder vielmehr zu erhalten pflege? Denn wir bilden uns gewiß nicht ein, daß wir jedesmal und bey jeder Farbe, einem wohl erfahrenen Del-, Pastel- oder Emailmaler sonderbare Verbesserungen und sehr wichtige Vortheile unmittelbar für seine Kunst werden zu berichten haben. Er kennt aber doch gemeinlich die Handgriffe anderer, ebenfalls mit Farben umgehenden Künste nicht; die ihm doch, wegen der Verbindung, die sie mit seiner Arbeit haben, nicht selten, wie es die Erfahrung lehret, eine vortheilhafte Kenntniß und beträchtliche Erleichterung in seiner Methode geben können. Vielleicht giebt einem Künstler unserer Zeiten zuweilen das, was uns von den Farben und Kunstgriffen der Alten, vornehmlich Vitruvius und Plinius unterlassen haben, ein neues Licht; vielleicht bringen wir doch ungefähr aus neueren Büchern eine ihm noch unbekannte Erfahrung bey; vielleicht verleiten wir ihn wenigstens zu neuen Versuchen und Entdeckungen; oder wir fachen doch etwa in einem angehenden deutschen Künstler den Eifer an, sein glückliches Genie durch Kenntnisse und Uebung auszubilden. Endlich schreiben wir ja auch für Kenner der Gemälde und Liebhaber der schönen Künste, denen es immer angenehm seyn kann, den Ursprung, den Werth und die Hervorbringung der künstlichen Farben einigermassen einzusehen.

IV. §.

Aber wenn jede besondere Farbe ohne viele Mühe aufzusuchen, wenn das Ganze ohne Beschwerde zu übersehen, und leicht in dem Gedächtnisse zu behalten, wenn die Einrichtung ein System seyn soll, so muß darinn eine Ordnung herrschen, die nicht erdichtet, nicht gewaltig hergezogen, sondern ganz in der Natur gegründet ist. Soll nun aber unter den verschiedlichst zerstreuten Farben wirklich eine Ordnung in der Natur verborgen liegen? — Und kann man daran nur zweifeln, nachdem man fast schon in allen andern sichtbaren Dingen, in allen Reichen der Natur eine sichere, mit ihrem Endzwecke gänzlich einstimmige Unterordnung, eine genaue Verwand-

wandschaft oder bestimmte Beziehung immer eines Reichs, einer Gattung, einer jeden einzelnen Art auf andere, und dann einen ganz wunderbaren Zusammenhang des ersten oder höchsten mit dem letzten und niedrigsten, durch sehr passende Stufen und fast unmerkliche Uebergänge, mit einem Worte, da man schon fast durchgehends in der Natur eine ganz göttliche Harmonie und hierin unlaugbar deutlichste Spuren eines vollkommensten Meisters entdecket, und bewundert hat? Man hat daher schon von Thieren, Pflanzen, und Mineralien Lehrgebäude errichtet, die ihrer Vollkommenheit sehr nahe zu seyn scheinen, und die denen, die sie einsehen, täglich erhabenere Begriffe von der unerschaffenen Weisheit beybringen. Und sollen es die Farben, ein so beträchtlicher Theil der Schönheit unsers Weltgebäudes, der Lust und des Vergnügens für den edelsten unserer Sinne, nicht verdienen, daß man sie genauer untersuche, ihre natürliche Ordnung und wechselseitige Verbindung aufkläre, und sie dann so, zur Verherrlichung desjenigen, von dem sie sind, vor Augen lege? Aber welchen geringen Theil dessen, was seyn könnte, und sollte, werden wir zu entrichten vermögen? Besonders da wir, um unsere Vorstellungen zu vervielfältigen, das Bewirken vieler Hände nöthig haben? Gegenwärtig liefern wir nur den Entwurf, und ein Beispiel, die erste Gattung der Farbenclasse, die Blaue. Dabei kommen doch auch Weiß und Schwarz größtentheils abzuhandeln: andere Gattungen der ersten Ordnung sollen etwa je drey oder vier miteinander folgen. Vielleicht werden sich unterdessen verständige und besonders in diesem Fache erfahrene Männer finden, die es ihrer Liebe zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse würdig achten, uns mit ihrem Urtheile und Rathe an die Hand zu gehen, um die Sache zu allgemeiner Zufriedenheit desto vollkommener auszuführen.





II. Abschnitt.

Entwurf einer ordentlichen Sammlung der bekannten Farben.

I. §.

Wir halten uns in dieser Materie an das Lehrgebäu des P. Castells, welcher in seinem Werke: Optique des couleurs, das auch 1744. zu Wien lateinisch, und 1750. zu Halle deutsch heraus kam, der erste unternahm die stäten Farben zum gemeinen Nutzen besonders der Maler und Färber in eine Ordnung zu bringen. Hr. Prof. Mayer in Göttingen, dessen Abhandlung von Messung der Farben im 3. B. der alten Bibl. der schön Wissensch. beurtheilet wird, ist selbst kaum in einem andern Stücke davon abgegangen, als daß, wo Castell immer von einem Cirkel der Farben redet, er dieselben in ein Dreieck stellt. Wir nehmen also mit erwähntem Mathematiker an, daß es eigentlich nur drey Hauptfarben gebe, das ist, solche, die in sich selbst einfach, niemal durch die Vermischung anderer Farben entstehen, aus derer Vermischung hingegen alle übrigen Farben hervorgebracht werden können; und diese einfachen oder Hauptfarben sind Gelb, Roth, und Blau. Aus der Vermengung des Gelben mit dem Rothen entsteht das Orange- oder Safrangelbe, aus jener des Rothen mit dem Blauen das Violete, endlich aus jener des Blauen mit dem Gelben das Grüne. Diese sind nun alle jene hohen, lebhaften und glänzenden Farben, die wir oft in dem Regenbogen, oder noch klarer an der Wand in dem durch ein dreyschneidiges Glas oder Prisma getheilten Sonnenstrale bewundern (*). Wir nennen diese drey gemischten Farben Mittel- oder Nebenfarben.

II. §.

(*) Wir sind nicht gesonnen, hier auch von den Farben dieser und vergleichen Lichterscheinungen, oder auch gewisser ungefärbter, durch die Mischung doch gefärbter Säfte etwas zu bestimmen. Bey den ersten setzt man gemeiniglich sieben einfache Farben an: Roth, Oran-

ge, Gelb, Grün, Blau, Indigblau, und Violet. (Man sehe z. B. Hrn. Eberhards Gründede der Naturlehre 5. Cap. und eben desselben Versuch. näb. Erklär. v. d. Nat. der Farben.) Einige Physiker halten doch dafür, daß man in jenen von den gebrochenen Lichtstralen entworfes

nen

II. §.

Castell vermehret ihre Anzahl bis auf neun. Er macht nemlich zweyherz-
ley Orangegelb, eines kommt dem gemeinen Gelben, das andere dem Ro-
then näher. Das erste wollen wir Oraniengelb, das zweyte Feuerroth nenz-
nen. Zwischen Roth und Blau setzt er gar vier Mittelfarben, eine, die
man insgemein noch für Roth annimmt, ob sie wohl schon einen Blick ins
Violete hat, oder etwas Blau verräht, und diese heißt Carmesin, oder
Purpurroth. Die zweyte ist ein röthlichtes Violet, die dritte ein Violet,
das mehr ins Blaue fällt, die vierte endlich ein Feuerblau oder ein Blau,

B

das

nen Bildern wohl noch mehr einfache Farben zäh-
len könne. Man vernehme den Author der Brie-
se an eine deutsche Prinzessinn über verschiedene
Gegenstände aus der Physik. Leipzig 1769. 31.
Brief. Nachdem er sechs einfache Farben mit
Hinweglassung der Indigblauen von jenen sie-
ben bestimmet, fährt er weiter fort: „aber man
darf nicht glauben, daß es nicht mehr wie sechs
Farben gebe; denn da das Wesen einer jeden in
einer gewissen Zahl der Schwingungen, die in ei-
ner bestimmten Zeit geschehen, „ (oder in einer
gewissen Größe der Lichttheilchen, oder, noch nach
anderer Meynung, in einer gewissen Geschwin-
digkeit der bewegten Lichtstralen) „ besteht;
so ist es klar, daß die Zahlen, die dazwischen lie-
gen, ebenfalls einfache Farben geben. Aber es fehlt
uns an Worten, diese Farben zu bezeichnen. So
sieht man in der That zwischen dem Gelben und
dem Grünen mittlere Farben, aber die keinen
besondern Namen haben. Auf eben diesem Grun-
de beruhen die Farben im Regenbogen — — wir
finden auch darinnen alle Zwischenfarben, die
gleichsam die Uebergänge von einer Farbe zur an-
dern sind; und wenn wir mehr Benennungen hät-
ten, diese Grade zu unterscheiden, so würden wir

auch mehr verschiedene Farben von einem Rande
des Regenbogens bis zum andern zählen können.
— — Einige setzen auch die Purpursfarbe hinzu;
die man in der That am Rande des Rothen bes-
merkt,. Newton hat selbst die rothe Farbe
wieder in sieben Ordnungen abgetheilet: und ins-
gemein scheint dieser grosse Naturlehrer die eins-
fachen Farben des Prismas nicht so genau auf
sieben eingeschränkt, sondern vielmehr unzähl-
liche zugegeben zu haben. Man erwäge nur sei-
ne Worte: Opt. Lib. I. Part. II. Prop. II. — cum
radios heterogeneos a se invicem separasssem. —
— inducta coloribus ex ordine, violaceo,
indico, caeruleo, viridi, flavo, aureo, rubro,
innumerisque intermediis coloribus per differen-
tias quam minimas ab uno extremo ad alterum
pergentibus, et serie continuata. — — —

Wir handeln gegenwärtig von jenen Farben,
die beständiger auf Körpern bemerket, die im Ma-
sen, im Farben, und dergleichen gebraucht, oder
hervorgebracht werden, und die man, um sie von
jenen so leicht verschwindenden als entstandenen
Lichtbildern zu unterscheiden, materialische Far-
ben nennen kann; von diesen behaupten wir ei-
gentlich, daß es nur drey einfache Farben gebe.

P. Cas



das ganz wenig ins Rothe, oder doch ins Violete spielt. Zuletzt mengt er Blau und Grün in gleichen Theilen, oder was eben so viel ist, 3 Theile Blau mit einem Theile Gelb, und erhält ein blauliches Grün, das wir Meergrün nennen; menget auf eben die Weise Grün und Gelb, oder 3 Theile Gelb mit einem Theile Blau, und erhält ein grünliches Gelb, oder gelbliches Grün, dem er den Namen Olivengrün beylegt. Setzt man nun diese 12 reinen, hohen und lieblichen Farben, nemlich die 3 Hauptfarben, und die 9 Nebenfarben auf was immer für eine Fläche in ihrer Ordnung ins Runde, so stellen sie einen Farbencirkel dar, in welchem immer eine Farbe ganz natürlich auf die andere folget, und jede durch gewisse ihr mehr anverwandte mit allen übrigen entfernteren verbunden wird.

III. §.

P. Castell hat wohl auch ein und andersmal betheuert, daß er hauptsächlich nur von diesen stäten, und nicht von jenen emphatischen Farben handeln wolle. Hr. Eberhard scheint doch in oben benenntem Werke 28. und 30. §. wider ihn aufgebracht zu seyn; daß er besonders die grüne Farbe nicht für eine einfache gelten lassen will. Es mag wohl seyn, daß die französische Lebhafigkeit, mit welcher P. Castell in seiner Farbenoptik einen und andern kleinen Ausfall auf Newtons Lehrgebäude von den Farben that, für Verehrer dieses in Wahrheit grossen Physikers ein wenig beleidigend ist; wenn aber von unsfern mehr standhaften Farben die Rede ist, so sprechen ja alle, die mit Farben umzugehen wissen, und die Sache selbst, ihm das Wort; indem erfahrene Färber, um einen Stoff Grün zu machen, fast niemals anders zu Werke gehen, als daß sie selben zuerst durch eine gelbe und hernach durch eine blaue Suppe ziehen, oder im Gegentheile zuerst im blauen und nachmal im gelben Bade färben. Wie denn auch geschickte Maler, besonders die mit Oel gemischte Farben brauchen, was immer für verschiedenes Grün nicht leicht anders,

als durch Vermengung gelber und blauer Farben zu erhalten suchen; ob man schon auch einige grüne Materialien, als z. B. Berggrün und Spanggrün hat, welche die Natur selbst schon in der Erzeugung scheint gemischt, oder auf eine einer Mischung gleichgeltende Weise gemäßigt zu haben. Wie dann Wallerius (Mineralogie 166. S.) von Krystallen und ächten Steinen, die nach seiner Meynung, ihre Farben von eingemischten mineralischen Solutionen haben, glatterdings schreibt: „Von Kupfer kommt Blau, wie in den Saphiren, Grün wird von Kupfer, das mit Eisen (oder Eisenocker) vermischt ist, wie im Smaragd, — Gelb von Bley, wie im Topase, Gelbgrün von Kupfer und Bley, wie im Chrysolith,. Wir wiederholen also unsern Satz, den man in Absicht auf die gemeldten Farben nicht so leicht umstossen wird, daß wir durch einfache oder Hauptfarben jene verstehen, die in sich selbst einfach niemal durch die Vermischung anderer Farben entstehen, aus derer Vermischung hingegen alle übrigen Farben hervorgebracht werden können; und solche Farben behaupten wir nur drey, Gelb, Roth, und Blau zu seyn.

III. §.

Es ist willkührlich, von welcher Farbe man immer den Kreis zu messen anfängt. Castell fieng doch insgemein von der Blauen zu zählen an, kam nach dieser auf die Meergrüne, denn auf die gemeine Grüne, u. s. w. Die letzte nannte er die Veilenblaue, und so war er wieder auf der Blauen zurücke. Wir denken, ihm auch hierinn zu folgen; und, wenn doch, was vielleicht jedermann behaupten wird, den Anfang eine von den drey Haupt- oder einfachen Farben machen soll, so scheint auch die Ordnung, die wir in den Farben der zertheilten Lichtstralen wahrnehmen, für die Blaue zu sprechen: denn diese als die am meisten brechbare zeigt sich in dem durch das dreischneidige wagerecht gehaltene oder auch durch das kegelförmigte Glas auf der Wand entworfenen Bilde jederzeit oben an; die Gelbe behauptet den mittleren Platz, und erst nach dieser kommt unten die Rothe zu stehen (*), welche doch, da sie sich mit Purpurroth, einer dem Violet nächst verwandten Farbe, endet, gewisserweise erinnert, daß man, um den Kreis oder die vollständige Verbindung aller dieser blühenden Farben einzusehen, wieder auf den obern Rand, wo das Veilblau vor andern Blauen steht, zurücke kehren müsse. Aber es kann ja eben sowohl, mag man vielleicht hier einwenden, in jener langen Reihe der durch das Prisma hervorgebrachten Farben von unten hinauf gezählt werden? Es mag seyn: doch was alsdenn bey der vorzüglichsten Erscheinung, dem doppelten Regenbogen oder auch dem zweysachen Bilde des Prisma? Hier finden sich die rothen Farben in der Mitte gegeneinander über; an den äusseren Rändern aber kommen sowohl unten als oben zuerst die Blauen vor. In dem aus Boyle (**) und andern Physikern bekannten Versuche des auf ein glühendes Eisen oder in die Flamme einer brennenden Kerze gehaltenen Stahls kommt gleichfalls unter unsren drey sich nach und nach zeigenden Hauptfarben die Blaue die erste zum Vorschein;

B 2

Cas

(*) Wir haben diese Farbenphänomene bey unserem darauf sich gründenden Kreise einigermaßen vorgestellet, vielmehr doch um den leeren

Raum auf der Tafel auszufüllen, als sie etwa einigen von unsren Lesern bekannter zu machen.

(**) Exper. et Confid. de Color. P. 1. C. 2.



Castell scheint unterdessen der blauen Farbe hierin nur darum den Vorzug gegeben zu haben; weil sich dieselbe durch die Stoffen des Hells dunkeln am allermeisten verbreitet. Denn, wo Gelb und Roth, wenn man sie sehr ins Dunkle bringen will, endlich ihre Natur ändern, und in ein unliebliches Braun ausarten; gehet entgegen Blau, ohne Nachtheil seines Wesens und Namens, ganz an die Gränzen des Schwarzen selbst. Ja das allerschönste Schwarz, das wir aus der Färbererey erhalten, hat seine Vollkommenheit vornehmlich dem Indig oder einem andern Blau zu verdanken, und zeigt noch immer einen Blick in diese Farbe.

IV. §.

In der Optik werden Weiß und Schwarz nicht für eigentliche Farben, sondern für die beyderseitigen äußersten Gränzen der Farben angenommen (*) und zwar also, daß Weiß, als das ganze Licht, die oberste Stelle über den Farben, Schwarz, als der vollkommene Schatten, die unterste unter denselben besetzt (**). Es würde schwer halten, diese Meinung auch in der Malerey und in dem gemeinen Umgange einzuführen: vielleicht würde man doch Weiß noch leichter als Schwarz aus der Zahl der Farben verdringen lassen, weil die tägliche Erfahrung zeigt, daß Körper z. B. rohe Stoffe, Wachs, Kalksteine u. d. m. weiß werden, wenn man ihnen durch Auskochen, Bleichen, oder Brennen, gewissermassen die Farben benimmt, die sie hatten; und daß Weiß, alleine fähig, alle an-

des

(*) Man kann hierüber Boylens Tractat de Nigred. et Albed. nachsehen.

(**) Es ist bekannt, daß, wenn man die durch das Prisma getheilten und denn gesärbten Lichtstralen wieder in einen Punct versammelt, eine weißliche Farbe oder ein weißer Stral daraus entstehe. Ein gleiches erhält man, wenn man jene an einer Achse befestigte und vielfältig untertheilte Scheibe mit den Hauptfarben in gewissem

Ebenmaße bemalt, und schnell herumdrehet. Aus diesem aber schließt man, daß Weiß eine Vermischung von allen einfachen Farben, eine Sammlung von allen den verschiedenen Lichtstralen, und also das vollständige Licht sey. Schwarz entgegen entsteht vom Mangel aller Lichtstralen, oder vielmehr (weil doch, was wir schwarz nennen, immer nur unvollkommen schwarz ist) von der geringen Zahl, oder von der äußersten Schwäche solcher Stralen.

deren Farben anzunehmen, den nöthigen Grund abgibt, worauf man Farben trägt. Schwarz aber von der Würde einer eigentlichen Farbe auszuschließen, könnte bey den Künsten jenes ein noch stärkerer Beweisgrund seyn, daß, wie Weiß von Optikern durch Vermengung aller gefärbten Sonnenstralen, also Schwarz von Malern durch Vermischung aller andern, oder aller wahren Farben erhalten wird (*). Aber man sehe nun das Mu-

B 3

ster

(*) Dieses schien dem Hrn. v. Hagedorn nicht wohl glaublich (S. Betrachtungen über die Malerey 50. Betr.) Er nahm daher für die Sphäre der Malerey Weiß und Schwarz nebst Gelb, Roth und Blau für einfache oder Hauptfarben an, und wie er folgert, freylich mit gutem Grunde. Denn, wenn unter den Farben jene eine Hauptfarbe ist, die durch keine Mischung aus anderen kann erhalten werden; so ist unwidersprechlich, daß, wenn der Maler niemals ein Schwarz auf der Palette durch Vermengung hervorbringen kann, selbes für ihn eine Haupt- oder einfache Farbe seyn müsse. Allein wir sind nunmehr durch eigene Versuche gänzlich überzeuget, daß man eine ganz schwarze Farbe nur durch Mischung verschiedener anderen erhalten kann. Und so kann sich nach der Vorschrift, die weiter unten stehen wird, ein jeder ganz leicht davon selbst überzeugen.

Aber was nun mit der weißen Farbe, die wohl nie aus andern vermischten Farben entstehen wird? Ganz unmöglich scheint dieses eben nicht: man hat ein solches gemischtes Schwarz entdeckt, d. i. man ist auf eine Vermengung von gewissen blauen, grünen, gelben und rothen Materialien verfallen, die so wenig untereinander zu jener Verbindung geschickt sind, vermöge welcher sie die Lichtstralen häufig oder lebhaft zurückgeben sollten, daß sie dieselben vielmehr verschlingen,

oder doch ganz entkräften, und also zusammen schwarz erscheinen: warum soll nicht, etwa auch ungefähr, noch ein anderes Ebenmaß und solche bunte Materialien entdeckt werden können, die nach demselben vermenget, sich also verbünden, daß ihre Oberfläche die empfangenen Lichtstralen getrenntlich fast alle zurückwürfe, und uns also ein Weiß vorstelle; da uns die Optik schon einmal versichert, daß Weiß in der Versammlung verschiedener gefärbten Stralen bestehe? Einige Naturkundigen geben vor, daß man durch gewisse Vermengung gelber, rother, und anderer höhen sehr fein zerriebenen Farben ein weißes oder doch sehr licht- und weißgraues Pulver erhalte. Wir können es aus unserer Erfahrung nicht bestätigen: die Sache erforderte vielfältige Versuche, und also mehr Musse, als wir wohl haben. Dem sey aber, wie ihm will; wir glauben, daß man von Weiß und Schwarz als der äußersten Bläße und der äußersten Dunkelheit, und also den beydeseitigen Gränzen der sichern Farben gleichförmig reden soll; ob sie aber nun schon für Hauptfarben, nach unserer Meynung, auch bey der Malerey nicht wohl gelten können, werden sie doch glatterdings Farben (was die Optiker von beyden verneinen) bey den Künsten und in dem gemeinen Leben wohl immer zu nennen seyn.



ster der 12 reinen Farben. Dennoch ist es nur ein unvollkommenes; denn wenn sich die Farben so ineinander verlieren sollten, daß das Aug nicht einmal die Gränzen bemerken könnte, dann müßte ihre Anzahl wenigstens noch einmal verdoppelt, und jedesmal aus Vermischung zweier angränzenden einer neuen Mittelfarbe zwischen sie gestellet, und alle an den Gränzen mit sonderbarer Genauigkeit untereinander vertrieben, oder verschmelzet werden; welches von den Illuministen bey großerer Anzahl der Stücke nicht wohl durchgehends geschehen kann.

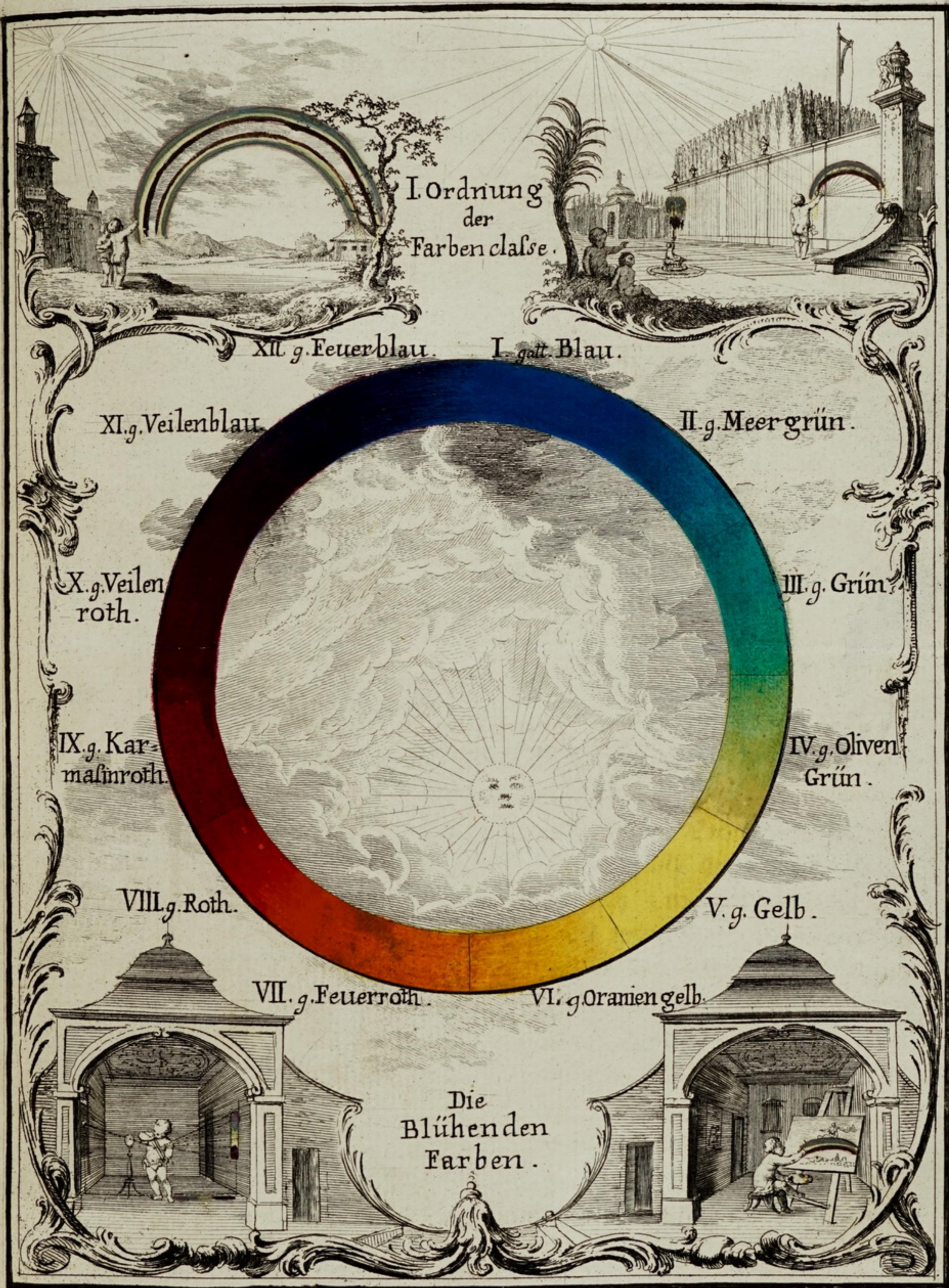
III. Abschnitt.

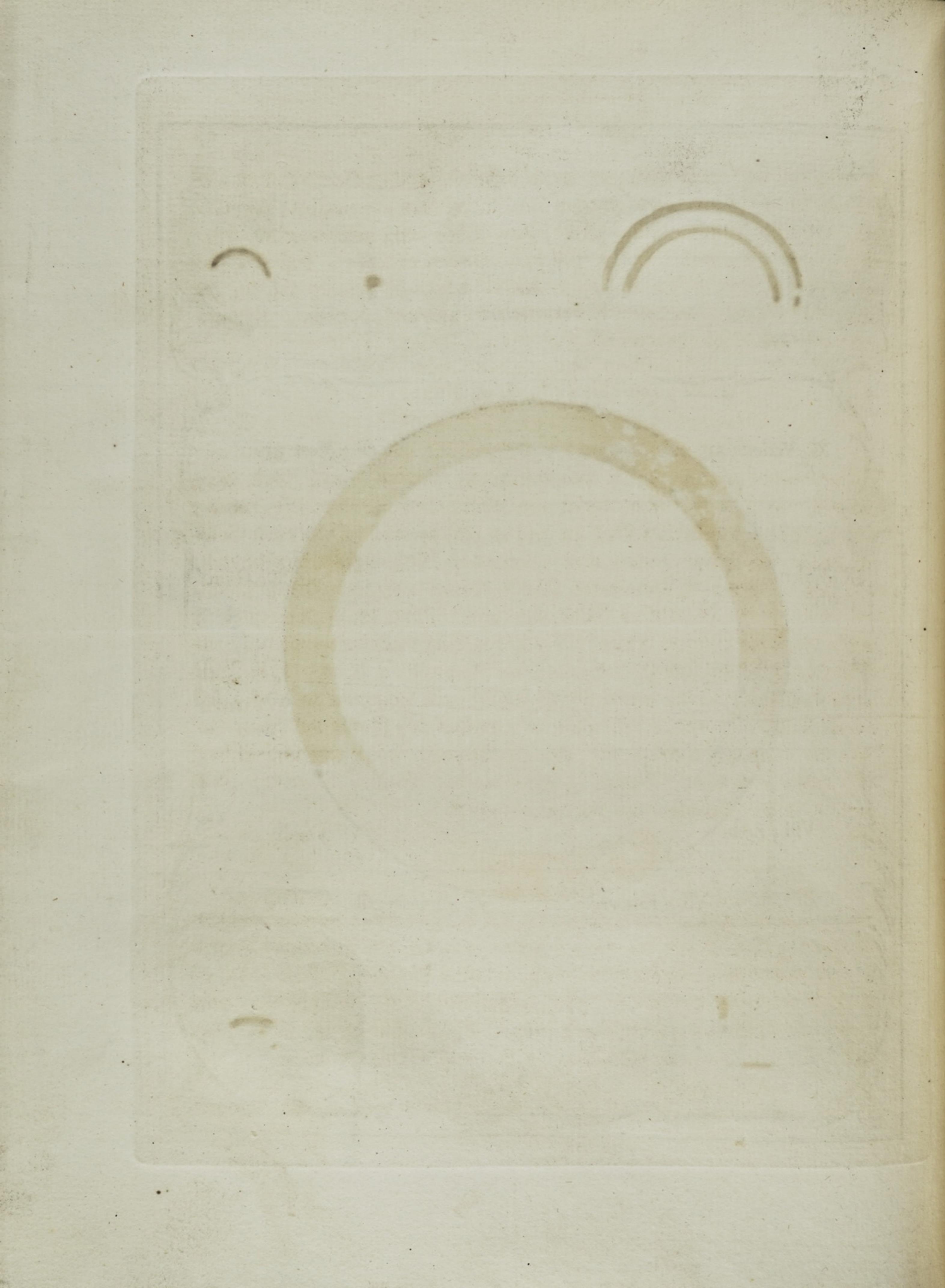
Versuch einiger allgemeinen Regeln von Farbens zusammensetzungen.

I. §.

Gine jede dieser Farben, die hier in ihrer mittleren Stärke gegeben sind, kann heller und bläßer oder aber dunkler und tiefer seyn, und also verschiedene Grade des Lichts und der Bläße oder des Schattens und der Dunkle annehmen, ohne daß sie doch ihre Natur und ihren Namen ändere. Z. B. Rosen- und Purpurfarbigt bleibt Roth, und zwar in der nemlichen Gattung des Rothen, obschon der Grad ihres Lichts und Schattens sehr verschieden ist, und jenes sich der vollkommenen Bläße oder dem Weissen, dieses entgegen sich der vollkommenen Dunkle oder dem Schwarzen mehr nähert. Aber sollte man von dem, was bisher gesagt worden, und besonders von dieser Farbscheibe nicht etwa eine und andere Regel für verschiedene unserem Auge angenehme Zusammensetzungen je zweier dieser hohen Farben hernehmen, und fest setzen können? Man bedenkt, und berathschlägt sich zuweilen sehr lang, was man für eine Farbe wählen solle, wenn man zu einem Oberkleide von dieser oder jener sicherer Farbe ein Unterkleid oder doch einen Unterzug von einer andern zu nehmen bestimmet hat. Ma-

ler





ler sind oft noch mehr verlegen; wenn sie in historischen Schilderungen viele Figuren vereinigen, und jede auf eine andere Art, wenigstens zweifärbig, bekleiden sollen. Die Farben sollten dabei artig gegeneinander abstimmen, und doch gewisser Weise so gelind aufeinander lassen, daß ihre Zusammensetzung dem Auge nicht wehe thue, sondern es vielmehr auf eine geheime Art ergöze; und immer einen feinen Geschmack beweise. Könnten nicht folgende Beobachtungen dienlich seyn?

II. §.

Weiß ist durchaus gesellig, und kann also mit demselben jede dieser zwölf feineren Farben füglich zusammengesetzt werden, auch Gelb nicht ausgenommen; ob sich schon dieses von Natur dem Weissen sehr nähert: dennoch ist kein gar bleiches Gelb zu wählen, ein Jonquill - Ocker - und Goldgelb lassen über einem zarten oder glänzenden Weiß ganz unvergleichlich. Die meisten übrigen Farben dieses Kreises können mit einem Weiß stehen, nicht nur, wenn sie in ihrer Völle oder ganzen Kraft der Farbe, sondern auch, wenn sie in einem höheren Grade des Lichts genommen werden, wie z. B. ein Feinblau, ein Sittichgrün, ein Rosenroth u. d. m. Das Weisse soll doch meistens die untere Stelle haben: und insgemein zu reden, soll die Farbe des Oberkleids fast jedesmal entweder von Natur der Farbe tiefer, wie Blau gegen Gelb ist, oder in Betrachte des Lichts und Schattens voller seyn, wie Sattgelb, Feuillemort, Souci, Oranien, Zimmetfarbe gegen Bleumourant und dergleichen sind.

III. §.

Farben von zwei Gattungen, die auf der Scheibe so nahe nebeneinander stehen, daß sie nur eine einzige andere zwischen sich enthalten, vertragen sich weder auf einem Kleide, noch in einem Gemälde. Wir haben an ihrer Zusammensetzung jedesmal ein gewisses Missfallen, welches man nicht wohl ein blosses Vorurtheil nennen kann. Solche Farben sind z. B. Blau und Grasgrün, Olive und Orange, Roth und Violet u. d. m.

Wenn



Wenn einmal schon zwei andere Gattungen dazwischen zu stehen kommen, stechen die Farben gegeneinander meistens genugsam ab, und lassen dabei sehr zart und niedlich. Z. B. mit Pfirsichblüth- und mit Flachs- oder Leinblüthfarbe (X. Gattung) ein hohes Blau (I. Gatt.): oder eben dieses über ein sanftes Olive (IV. Gatt.): über Paillen- oder über sein Leherfarbe (V. Gatt.) ein Ponceau oder ein Scharlachroth (VIII. Gatt.): neben einem hellen Olivengrün (IV. Gatt.) ein Safranblüthfarben oder ein Feuerroth (VII. Gatt.) u. d. m. Maler, die Einsicht und Geschmack haben, brauchen diese und vergleichen Zusammensetzungen, um Figuren nach Erforderniß ganz gering und seidenähnlich zu kleiden, ungemein vortheilhaft.

Sind aber die Farben durch drey dazwischen liegende Gattungen getrennet, so wird der Contrast um so viel merklicher seyn; welches in einigen Umständen, wo die gekleidten Figuren vordringen, und lebhafter ins Gesicht fallen sollen, fast nothwendig ist. Also werden z. B. Carmesin, Amaranth und Purpur (IX. Gatt.) mit einem feinen Blau (I. Gatt.): oder entgegen ein hohes Blau mit Rosen- und Fleischfarbe (IX. Gatt.): Incarnat und Rubinfarbe (IX. Gatt.) mit Vaille (V. Gatt.): mit einem hellen Celadon (II. Gatt.) ein Goldgelb, Souci, und Oranien (VI. Gatt.): oder Oranien mit Grisdelin (X. Gatt.) u. d. m. ziemlich laut, wie die Maler reden, gegeneinander abstechen, ohne daß doch dabei die Unnehmlichkeit verloren gehe, die sich auf die Verwandtschaft und Verbindung gründet, welche solche Farben in dieser Entfernung noch bey behalten. Um diese Verwandtschaft einzusehen, erinnere man sich nur dessen, was wir oben gemeldet haben, daß z. B. Celadon zwar größtentheils Blau sey, aber doch auch vom Gelben etwas entlehnet habe, und eigentlich aus 3 blauen Theilen und einem gelben; Oranien aber aus 3 gelben und einem rothen bestehe; daß Carmesinroth, Pompadour und Purpur immer schon ein wenig ins Blaue blicken, und jene erhabene Anmut, wodurch sie vor allen anderen Farben der Wahl der Herrscher würdig wurden, eben dem ob schon geringen Theile des allzeit prachtvollen Blauen, der die gar zu grosse Lebhaftigkeit des Rothen sanft und vortheilhaft mäßigt, zu verdanken haben; und so von andern.

Einige Farben sind neben oder übereinander noch sehr erträglich, wenn sie auch schon auf der Scheibe durch vier Mittelgattungen voneinander abgesondert sind; der Abstand fällt alsdann freylich stark und gewaltig aus, aber viele lieben das Bunte; und insgemein sind doch solche Farben durch eine einfache dritte, die einen zwar nur geringen Theil beyder also entfernen ausmacht, noch einigermassen unter sich verbunden. Solche Zusammensetzungen, die geduldet werden, ja einigen auch sehr gefallen, sind z. B. Sittich- oder Papageyengrün (IV. Gatt.) mit Kirschenfarbe (IX. Gatt.): Hochrosenfarbe (IX. Gatt.) mit Apfelgrün (IV. Gatt.): Gras- und Stahlsgrün (III. Gatt.) mit Scharlach oder mit Krebsenroth (VIII. Gatt.): Blau (I. Gatt.) mit Aurora- oder mit Marillenfarbe, mit Isabelle oder mit Quittengelb (VI. Gatt.) u. d. m.

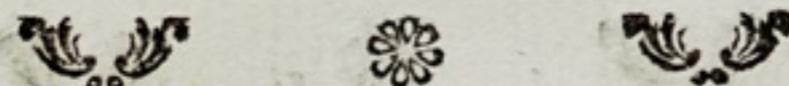
Wenn aber endlich die zwei Farben von beyden Seiten gar durch fünf andere Gattungen voneinander entfernt sind, und also in dem Cirkel gerade gegenüber stehen; dann kann ihre Zusammensetzung insgemein nur jenen Sinnen gefallen, die allein von recht starken Gegenständen gerühret zu werden gewöhnet sind. Solche wären z. B. Blau (I. Gatt.) mit Menig- oder Ziegelroth (VII. Gatt.): Veilenblau (XI. Gatt.) mit Gelb (V. Gatt.): Hoch- und Zimoberroth (VIII. Gatt.) mit Grünblau- oder Spangrün (II. Gatt.) u. s. w. Mit diesen letzten Farben kam man auf dem Lande hölzene Lehinstühle, Spinnrocken und dergleichen Hausgeräthe in der Menge buntscheckigt bemalt sehen: verständige Maler nennen eine solche Farbenfügung auf Gemälden giftig und eine Schachtelmalerien. Man muß doch bekennen, daß hier Ausnahmen Platz haben, und daß man zuweilen solche auch so sehr entgegen gesetzte Farben, wenn sie, um rohe wollene Kleidung oder sonst grobe Stoffe zu entwerfen, trüb gebrochen, oder doch in sehr verschiedenen Graden des Lichts und Schattens angewandt werden, wohl aussöhnen, und vereinbaren kann.

IV. §.

Für die so genannten Schielertafte (Etoffes changeantes) giebt sich eine deutliche Anleitung aus der Farbenscheibe gleichsam von sich selbst. Man weis, daß zu denselben der Eintrag oder Quersaden von einer andern

C

Far-



Farbe genommen wird, als jene des geradlaufenden Fadens ist, um aus dieser unvollkommenen Vermengung eine dritte oder Mittelfarbe im geraden Lichte so zu erhalten, daß sich bey verschiedener Wendung doch auch die zwei Grundfarben wechselweise zeigen. Nun ist nur die Frage, welche zwei Farben für die zweyerley Faden zu wählen sind, um diese oder jene bestimmte Mittelfarbe zu erhalten? Und hierauf ist die Antwort: entweder die auf der Scheibe beyderseits daranstoßenden obschon auch nur Mittelfarben, oder die zwei nächstgelegenen Haupt- oder einfachen Farben, z. B. Für den ersten Fall, zu Orange Gelb und Feuerroth; zu Olive Grün und Gelb. Für den zweyten Fall, zu Veilenblau Blau und Roth oder doch Carmesin, u. s. w.

Die verschiedenen Grade des Lichts und Schattens aus einer und der andern Farhangattung geben über das fast unzählliche Abänderungen an die Hand. Grün wird doch aus den zwei einfachen Farben Blau und Gelb, weil sie in solchem Stoffe nicht wahrhaft gemischet, sondern nur neben- und untereinander gestellet sind, nicht vollkommen erhalten. Entgegen lassen sich hier Grün und Roth vereinbaren, und bringen fast ein Stahl- oder sonst tiefes Grün hervor; da sie doch bey einer vollkommenen Vermischung nur ein dunkles Braun geben würden.

V. §.

Auch Maler wagen es nicht selten, vergleichen wechselseitigten Laft an leichten oder zarten Gewändern ihrer Figuren vorzustellen; und sie setzen zuweilen auch mit sehr kühnen Farbenfügungen glücklich durch; als da sie die erhobenen oder stark beleuchteten Theile einer Kleidung mit Leibfarbe, die Falten aber oder die Schattentheile mit Grün, oder jene mit Vaille- oder mit Citronensfarbe und diese mit Lilas oder einem Veilroth bemalen. Allein es gehört hiezu die Einsicht und Geschicklichkeit eines Farbengebers, der die Freundschaft der Farben in ihrem ganzen Umfange kennt, und selbst sehr entfernte durch verschiedene Stufen, oder einstimmige Mittelfarben artig und sanft zu verbinden weis. Eine Copie wird sich besonders in diesem Stück sehr leicht verrathen.

IV. Abschnitt.

Anordnung der trüben Farben, und Einrichtung der Farbenbenennungen.

I. §.

Wir haben bisher nur von den hohen und lieblichen, einfachen oder doch jenen Farben gehandelt, die nur aus zwei gemischten Farben entspringen. Tritt nun zur Mischung auch die dritte bey, so entsteht eine braune oder graue Farbe, die für sich betrachtet insgemein etwas Matsches, Trübes und Rauhes hat, in Gesellschaft der vorigen aber ungemein gewinnt; weil sie mit denselben absticht, und ihren Glanz erhebet. Farben von dieser Gattung erscheinen in der Natur, besonders aber im Mineral- und Thierreiche, wohl am öftesten, welche Absicht der weiseste Schöppfer auch gehabt haben mag; vielleicht wollte er uns jene zarten und hohen Farben durch ihre Seltenheit desto mehr empfehlen; vielleicht würde uns ihr Glanz, ihre Lebhaftigkeit ungemildert durch die Gesellschaft der sittsamern endlich stumpfend und ungeschmackt werden. Immerhin! die Anzahl der trüben Farben von dieser zweyten Ordnung ist viel größer als jene der ersten.

Castell gab auch auf diese einen Fingerzeig, fand aber vielleicht zu seinem Vorhaben unnöthig, sich in selbe weiter einzulassen (*).

C 2

den

(*) Seine Hauptabsicht war, die Analogie zwischen den Farben und Tönen in der Musik zu zeigen; wozu er diese Farben, die er zuweilen traurige, rauhe und unreine nennt, für untauglich hielt. Man muss doch gestehen, daß einige von diesen Farben, auch für sich allein, eine gewisse Anmut haben, z. B. ein Goldbraun, ein Zimmetbraun, ein Nelken- oder Purpurbraun,

u. s. w., oder daß sie wenigstens nicht mehr Trübe und Traurigkeit als ein tiefes Grün, ein dunkles Violet u. d. g. zeigen. Man mag sie unterschieden doch schon insgemein harte Farben nennen, um sie von jenen der ersten Ordnung den lieblichen oder blühenden zu unterscheiden, und bey der Haupteintheilung des Plinius zu bleiben „Sunt autem colores austeri aut floridi.“



den es doch versuchen, sie in einiger Ordnung vorzustellen. Sie entstehen, wie wir schon angemerkt haben, aus der Vermengung der drey Hauptfarben Gelb, Roth, und Blau (*), welches doch allezeit von ungleicher Vermengung zu verstehen ist. Es muß nämlich immer eine vor den zwey

anz-

Nat. Hist. Lib. 35. cap. 6. Ob man schon nicht verhöhnen muß, daß diese Abtheilung des Plinius vielmehr auf die Rostbarkeit oder den geringen Werth der Farbenstoffe, als auf die Lebhaftigkeit oder die Härte der Farben zielte: wie es seine folgenden Worte zeigen „. Beyde entstehen entweder von Natur oder von Mischung. Blühende Farben sind diejenigen, welche der Herr dem Maler beyzuschaffen pflegt, der Menig, (Innöber,) das armenische Blau, u. s. w. — Die übrigen sind harte oder rauhe „. Unter denen doch Auripigment, Oker, verschiedene Bleyleibste, hochfärbigste Rothes, u. d. m. zu stehen kommen.

(*) Und dieses ihr Herkommen aus Vermischung aller drey einfachen Farben, die, wenn sie nicht schon auf eine geheime Weise von der Natur gewirkt worden, immer von dem Maler oder Färber geschenken muß, ist der eigentliche Charakter, der diese Farben von jenen der ersten Ordnung unterscheidet. Hr. D. Schäffer (*Entwurf einer allgem. Farbenverein*) setzt Braun mit Schwarz, Weiß, Roth, Gelb, Grün, und Blau als sieben Hauptfarben an. Er versteht aber, wie man aus dem Verfolge abnehmen kann, durch das Wort Hauptfarbe nicht so viel eine einfache (ob er sich schon auch dieses Ausdruckes zuweilen bedient) als eine nicht erst durch des Künstlers Hand gemischte, sondern von der Natur also hervorgebrachte oder natürliche Far-

be. Und in diesem Verstande giebt es freylich eben so wohl oder noch mehr braune, als grüne, violete, und oranien- oder safrangelbe einfache Farben. Der gelehrte Herr Verfasser hat bey Bearbeitung seines Entwurfs (wie er an mehr Orten zu verstehen giebt) seine Illuministen öfter zu Rath gezogen; von den Illuminirern aber, oder auch von einigen Malern ist es bekannt, daß sie freylich Braun insgemein unter ihre Hauptfarben zählen. L. Bapt. v. Albertis (*de Pictura Lib. 1.*) War mit ihnen einerley Meynung. Er suchte einen Grund hiezu aus den zu selber Zeit in der Naturlehre festgesetzten Elementen, und behauptete dann, daß es eben auch vier und mit jenen übereinstimmende Haupt- oder einfache Farben gebe, nämlich Feuerroth, Lust- oder Himmelblau, Wassergrün und Erdfarben. Die Ingenieure entgegen brauchen außer dem Bistre oder gekochten Kiehnrusse, welchen sie doch vielmehr für ein tiefes Gelb ansehen, und immer nur sehr blaß auftragen, nicht leicht ein anders, als durch Mischung von Roth, Gelb und ein wenig chinesischer Dinte erhaltenes Braun. Wir werden zu seiner Zeit sehen, daß auch die Färber, besonders in Frankreich, wo sie von dem grossen Colbert ihre Einrichtung und Vorschrift der Materialien empfangen haben, den Stoffen verschiedene braune Farben, ohne eigentliche braunen Materialien, nur durch Mischung von Roth, Gelb und Blau zu geben pflegen.

andern, oder doch zwei vor der dritten herrschen; denn sollten alle drey in ganz gleichen Theilen vermischt werden, so gäbe es eine unreine, finstere, unnennbare Farbe, die sich mit einem wenigen Zusaze von Blau gar in Schwarz verwandeln würde (*). Wir werden ihre Ordnung, nach dem Maasse des Vorzuges, den eine der drey Farben in der Mischung vor den andern hat, einrichten, und von der gelben den Anfang machen. Die Mischung, wo sich diese Farbe vor andern zeigt, belegen wir mit dem allgemeinen Namen Gelbbraun. Rothbraun heißt uns jene, wo die rothe überwiegt (**); und spielt das Blaue oder Schwärzliche den Meister, so läßt sich schicklicher Grau, als Blaubraun sagen.

C 3

II. §.

(*) Dieses künstliche Schwarze erhält man desto leichter, wenn man mehrerley Gelb, und also auch verschiedenes Roth und Blau, welches letztere immer herrschen muß, vermenget. Man sieht hieraus, daß wir in unseren Grundsätzen von Mischung der drey Hauptfarben eben nicht vieles ändern, wenn wir, um eine braune Farbe zu erhalten, anstatt der Blauen, ist gemeldetes, oder auch ein ander Schwarz brauchen, und mit Gelb und Roth vermengen. Die Mischung zu jenem Schwarzen kann z. B. seyn: 24. Theil Berlinerblau, 7. Indig, 2. Bergblau, 4. Lack, 3. Carmin, 3. Bister, 3. Gummiguttä. Wenn man unter dem Reiben vermerkt, daß sich die Mischung aus dem Dunkeln noch ein wenig Beilroth zeige, so hat man vom Gelben etwas beyzusätzen: sollte dieselbe aber etwa noch ins Grüne blicken, so muß man Roth vermehren, u. s. w. Man darf sich aber nicht wundern, daß hieraus eine schwarze Farbe entstehe; auch die Färber

(wie wir weiter unten ausführlicher anmerken werden) sezen ihre schwarze Suppe oder Farbenbrühe meistens aus allerley sonst hochfärbenden Materialien an; oder ziehen die Waaren nach und nach durch verschiedene hohe und einfache Farben, nur jedesmal mit einem Beysaße vor Vitriol, Weinstein, oder dergleichen scharfen Dingen.

(**) Braunroth ist von Rothbraun wohl zu unterscheiden. Es bedeutet uns nur ein tiefes Roth. Und wie bey diesen, so muß man sich auch bey allen andern Verdopplungen der Farbennamen der Regel erinnern, die Schottel giebt (Abhandl. v. Urspr. der deutschen Sprache 6. Lobj.) und an die wir uns genau halten werden. „Der Grund des verdoppelten Wortes ist allzeit dasselbige, welches in der Verdopplung als ein Hauptfnn oder Hauptbedeutung gehalten wird, und allezeit die Hinterstelle des Wortes einnimmt.“



II. §.

Es kann in der Natur keine Farbe geben ohne einem gewissen Grad des Lichts und des Schattens, der Helle oder der Dunkle; Licht und Schatten hingegen können ohne eigentliche Farbe auch gemischt, und eines durchs andere gemässiget für sich selbsten bestehen. Diese Mischung giebt nach verschiedenem Maße verschiedene Aschenfarben, gleichsam als Mittelfarben zwischen Weiß und Schwarz, (*) die wir gleichfalls in ihrer Ordnung aufführen werden, nachdem wir zuvor die wahren, und vorzüglichst die reineren und glänzenden Farben durch alle Grade ihrer Höhe und Tiefe werden vorgestellet haben.

III. §.

Die Quelle der größten Schwierigkeiten bey einem solchen Unternehmen sind die Namen der Farben; viele darunter sind sehr unbestimmt, und werden wohl auch auf zehnerley merklich unterschiedene Farben angewandt. Ein einziges Beispiel: von eben demselben Handelsmanne wird man leicht vier oder fünf in der Farbe ziemlich ungleiche Muster von so genannten pompadourfarbigten Lüchern, Seidenstoffen, Näheseiden oder andern dergleichen gefärbten Waaren erhalten können. Wie, wenn man selbe noch aus unterschiedlichen Kaufmannsbuden der nemlichen Stadt? Wie wenn man sie aus verschiedenen Städten und Provinzen zusammensuchen sollte? Und wenn man noch darüber die Menge der Leute, die gern von Farben sprechen, auftreten ließe? Im Gegentheile giebt es sehr viele Farben, die gar keine Namen zu haben scheinen, und wir wissen niemanden, der es gewagt hätte

(*) Diese Aschenfarben oder auch Silbers-Maus-Eisenfarben, und welche Namen sie sonst haben mögen, unterscheiden sich von den Farben der zweyten, oder auch von jenen der ersten Ordnung dadurch, daß sie gewissermassen einfach sind, oder aus keiner andern Mischung als des Lichts und Schattens kommen, ohne daß sie doch von

einem oder dem andern dieser beyden, dem Weiß und Schwarz, ihre Namen auf die Art, wie wir Bläßblau, Hoch- und Dunkelblau sagen, entlehnen können. Wir denken sie daher in eine dritte Ordnung etwa unter dem Namen der helldunklen Farben zu stellen.

hätte, sie ordentlich und durchgehends mit welchen zu bezeichnen (*). Wir werden es eben nicht unternehmen, neue Namen zu schöpfen; wir haben uns aber besonnen die schon üblichen genau zu sammeln. Wenn wir das mit ausreichen, muß sich ja dadurch der Reichthum unserer Muttersprache wohl

(*) P. Castell legt kaum andern Farben Namen bey, als jenen zwölf, die wir oben nach ihm genannt haben. Hr. Mayer setzt über seine 91 in ein Dreieck gestellte Farben nur eben so viele Numern. Allein sein Absehen war gewiß nicht, sie im gemeinen Leben anzuwenden. Hr. D. Schäffer scheint bey seinem Entwurfe (14. S.) auch ein wenig verlegen zu seyn, „wie man einer jeden der gemischten oder gebrochenen Farben ihre eigenen Unterscheidungsnamen zu ertheilen habe? Er glaubt erstens, bey denjenigen Farben, die er nach gewissen Dingen aus den drey Reichen der Natur zu mischen rätet (10. S.), dürfte man nur die Sache, nach welcher die Farbe entstanden, zum Beynamen der Hauptfarbe machen. So nennt er z. B. in seinem Muster von der rothen Farbe aus dem Thierreiche Stieglitzroth, Baumhäckelroth, Seidenschwanzroth, Hohlkrähentroth, u. s. w. Hernach schlägt er für die übrigen gemischten Farben noch drey Auswege vor, „Man solle ihnen entweder gewisse Namen von bekannten Personen, gelehrten Leuten, Naturforschern, Künstlern und dergleichen beylegen, wie Pompadour u. s. f. Er merkt aber selbst an, „solches möchte darum nicht anständig seyn, weil selbst in der Kräuterlehre sehr vielen gelehrteten Männern diese Benennungsart missfällt. Oder man soll, diejenigen Farben zusammensezten, und aus ihnen einen einzelnen Namen machen, aus derer Mischung diese und jene Farbe entstanden ist. Der einsichtsvolle Naturkundige macht

sich aber auch daselbst den Einwurf, „die Benennung würde wohl unangenehm aussallen, wo vier, fünf, sechs, und mehrere Farben zur Mischung kommen. Er setzt doch bey, „seine Maler und Illuministen haben ihn versichert, daß wenigstens bey Insecten dieser Fall sehr selten sich ereigne. Allein es scheint doch, daß Hr. Schäffer zur Anlegung seiner Farbenmuster nur jene Farben habe nehmen lassen, die seine Maler und Illuministen zur Ausmalung seiner Insecten gemischt und angewandt haben (S. Vorbericht u. 8. S.) und würde demnach nicht auch aus selben einige mit einem einzelnen zusammengesetzten Namen zu benennen ein wenig schwer fallen, wie z. B. sein Roth 112. welches, wie er ans merkt, aus Brasilien, Florentinerlak, Bleiweiß, und Englischroth vermenget ist? Oder das Roth 140., das aus Florentinerlack, Englischroth, Umbra und Brasilienroth gemischt zu seyn angegeben wird? Und doch ist Roth sonst eine einfache oder Hauptfarbe; mit den Mittelfarben, wie Violet, möchte es denn wohl noch ein wenig schwerer lassen. Endlich hält er für den kürzesten, sichersten, und annehmlichsten Ausweg jenen, auf den er auch seinen Entwurf gegründet, und nach dem er das Farbenmuster eingerichtet hat, daß man zu der Hauptfarbe die Numer jenes Faches aus dem Farbenmuster nenne, wo diejenige gemischte Farbe sich befindet, welche man anzeigen will. Z. B. —— ist Roth Nro. 12. —— Gelb Nro. 26. u. s. w. Der Herr Verfasser hätte Recht, wenn



wohl mehr empfehlen, als sich jener der lateinischen nach Meinung Favoirins beym Gellius (*) durch dieses zeigte, daß Fronto etliche Namen aufzuführen wußte, die verschiedene Grade der rothen Farbe ausdrückten (**) wodurch er der griechischen Sprache den Vorzug vor der lateinischen wo nicht entrissen, doch streitig gemacht haben soll (***) .

Aber können wir wohl hoffen, bey so häufigen Abwechslungen der einfachen und gemischten Farben mit üblichen Namen auszulangen? Wenigstens Schottel (****) hat uns versichert, daß „so wunderreich und überkünstlich immer die Natur in den mannigfaltigen Unterscheidungen der Farben spielt, dennoch die Kunst unserer deutschen Sprache der Natur hierin nichts bevor gebe, sondern die hundertley Arten der Farben alle kürlich, lieblich und gründlich nachrede...“ Es ist viel gesagt; wir wollen es doch versuchen. Man wird uns aber einige Provinzialausdrücke vergeben, die man schon in andern Büchern findet, und die wir denn auch entweder aus Mangel besserer gebrauchen, oder doch zu diesen, um unsern Landsleuten recht verständlich zu seyn, hinzusetzen werden.

Was anderes theils die Unrichtigkeit einiger bekannten Farbennamen betrifft, werden wir besorgt seyn, die sich einander zu widersprechen scheinen:

es nur dem Gedächtnisse nicht zu sauer würde, sich, wenn es immer nöthig ist, den Begriff jeder solchen Farbe durch eine sonst nichts bedeutende Numer eben so zurück zu rufen, wie, wenn wir sagen: Himmelblau, Schwefelgelb, Rosenthrot, Kastanienbraun, u. d. m.

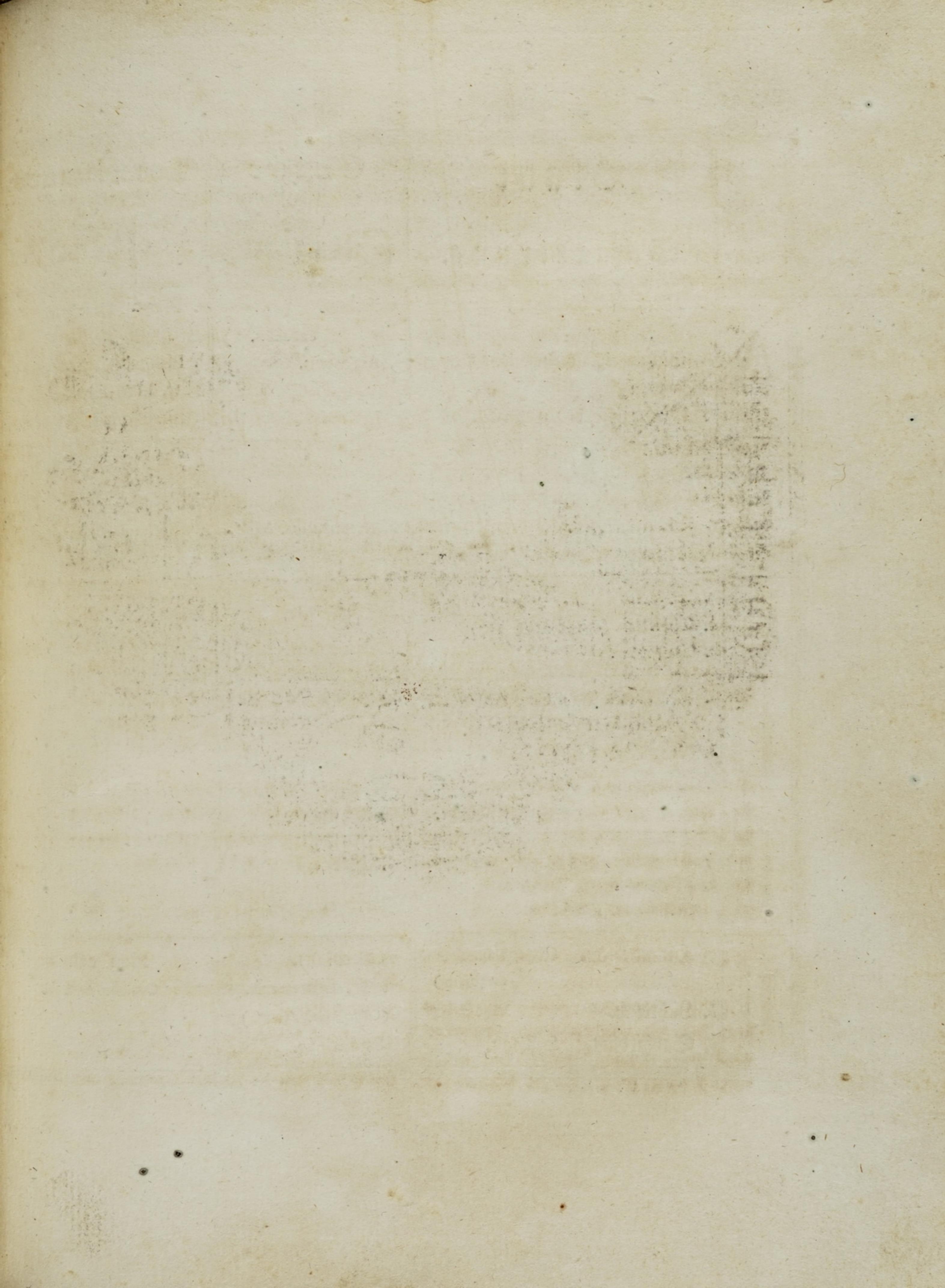
(*) Auli Gellii Noctes Atticae Lib. 2. c. 26.

(**) „Tum Fronto: ——— non enim haec sunt sola vocabula rufum colorem demonstrantia, quae tu (Favoirine) modo dixisti, rufus & ruber: sed alia quoque habemus plu-

ra, quam quae producta abs te graeca sunt. Fulvus enim & flavus & rubidus & phoeniceus & rutilus & luteus & spadix appellationes sunt rufi coloris, aut acuentes eum, &c.

(***) „Tum Favorinus ——— absque te, inquit, uno forsitan lingua profecto graeca longe anteisset; sed tu mi Fronto! quod in verso Homericō est, id facis: Καὶ σικῆς ἐπέ τῷ αὐτῷ φύρισος εἴθης.

(****) Ausführliche Abhandlung vom Urspr. u. Aufnahme der deutschen Sprache, 6. Lobs.



I.Gatt.	Blau e Schattirung.	Color Caeruleus.	Les Nuances du Bleu.
A	<p>a. Weiß. (Schneeweiß.)</p> <p>b. Silberweiß. Perlenweiß. **</p> <p>c. Milchweiß. Milchfarbe. Weißlicht.</p>	<p>a. Albus. (Niveus. Candidus. *)</p> <p>b. Argenteus.</p> <p>c. Laetus. Laetescens.</p>	<p>a. Blanc. Blanc pur.</p> <p>b. Blanc d'argent. Blanc argen- té. Blanc de perle.</p> <p>c. Blanc de lait. Couleur laiteuse</p>
B	<p>a. Blauweiß. Blausicht. Porcellanfarbe.*</p> <p>b. Perlenfarbe.</p> <p>c. Blaulichtweiß. Wasserfarbe. Dia- mantfarbe.</p>	<p>a. Laetecaeruleus.</p> <p>b. Margaritaceus.</p> <p>c. Albocaeruleus. Aqueus.</p>	<p>a. Bleu blanc. Bleuâtre.</p> <p>b. Couleur de perles. Couleur de nacre.</p> <p>c. Couleur d'eau.</p>
C	<p>a. Weißlichtblau.</p> <p>b. Silberblau.</p> <p>c. Wasserblau.</p>	<p>Caerulescens.</p> <p>Subcaeruleus.</p>	Bleu naissant.
D	<p>a. Mattblau. Magerblau. Schwachblau. Glockenblumfarbe.</p> <p>b. Graublau. Hechtenblau. *</p> <p>c. Bläßblau. Bleumourant. (Blüme- rant.) Gleichblau.</p>	<p>a. c. Pallide caeruleus. (Caeruleus pallens, tab- scens, languidus, evanidus.)</p> <p>b. Caesius. **</p> <p>Dilute caeruleus.</p>	<p>Bleu mourant.</p> <p>Bleu pâle.</p>
E	<p>a. Feinblau. Sächsischblau. Zartblau.</p> <p>b. Aschenblau.</p> <p>c. Lieblichblau. Sanftblau.</p>	<p>Blande caeruleus.</p> <p>Suaviter caeruleus.</p>	<p>Bleu mignon.</p> <p>Azurin.</p>
F	<p>a. Himmelblau. Lebhaftblau. (Him- melschön.)</p> <p>b. Lichtblau.</p> <p>c. Saphirblau. Hellblau.</p>	<p>Caeruleus.</p> <p>Belle, laete caeruleus. (Caelestinus. Aereus.)</p> <p>Saphirinus.</p>	<p>Bleu celeste.</p> <p>Couleur du Ciel.</p>

G
a. Lazurblau. (Lazurblau.) Ultramarinblau. *
b. Blau. Ganzblau. Mittelblau.
Gemeinblau.
c. Hochblau. Kornblumenblau.

H
a. Vollblau. Kräftigblau. Starkblau.
b. Blankblau. (Blaublau *) Glänzendblau.
c. Türkisblau. ** (Türchino.)

I
a. Dunkelblau. Französischblau.
(Franzblau.)
b. Stahlblau.
c. Indigoblau. (Endichblau. Indigo.)

K
a. Beerblau. * Tiefindigblau. (Dunkelfranzblau.)
b. Schlackenblau. Schmelzblau. Dunkelstahlblau.
c. Braunblau. (Blau von Schlägen.
Schwarz und Blau.) Bleichschwarzblau.

L
a. Eisenblau. Schwarzblausicht.
b. Wolkenschwarz.
c. Schwarzblau.

M
a. Blauschwarz. Blaulichtschwarz.
Kohlen schwarz. *
b. Sammetschwarz. Rabenschwarz.
c. Gagatschwarz. Glänzend schwarz.

Cyaneus.
(Caeruleus Cyaneus.)

Intense caeruleus.
Saturate caeruleus.

Profunde caeruleus.
(Cyaneus saturus.)
Indicus.

Obscure caeruleus.
(Caeruleus obscurus.)
Profunde Cyaneus.
(caeruleus subnigricans.)
Lividus.

Atrocaeruleuscens. Caeruleonigricans. Nigro caeruleus.
Atrocaeruleus. Atrocyanus.

Caeruleoniger.
Caerulescentiniger.
Ater. *

a. Bleu d'azur. (Azur.)
Bleu d'outremer.
b. Bleu. Bleu complet.
c. Bleu-beau. Bleu-Reine.

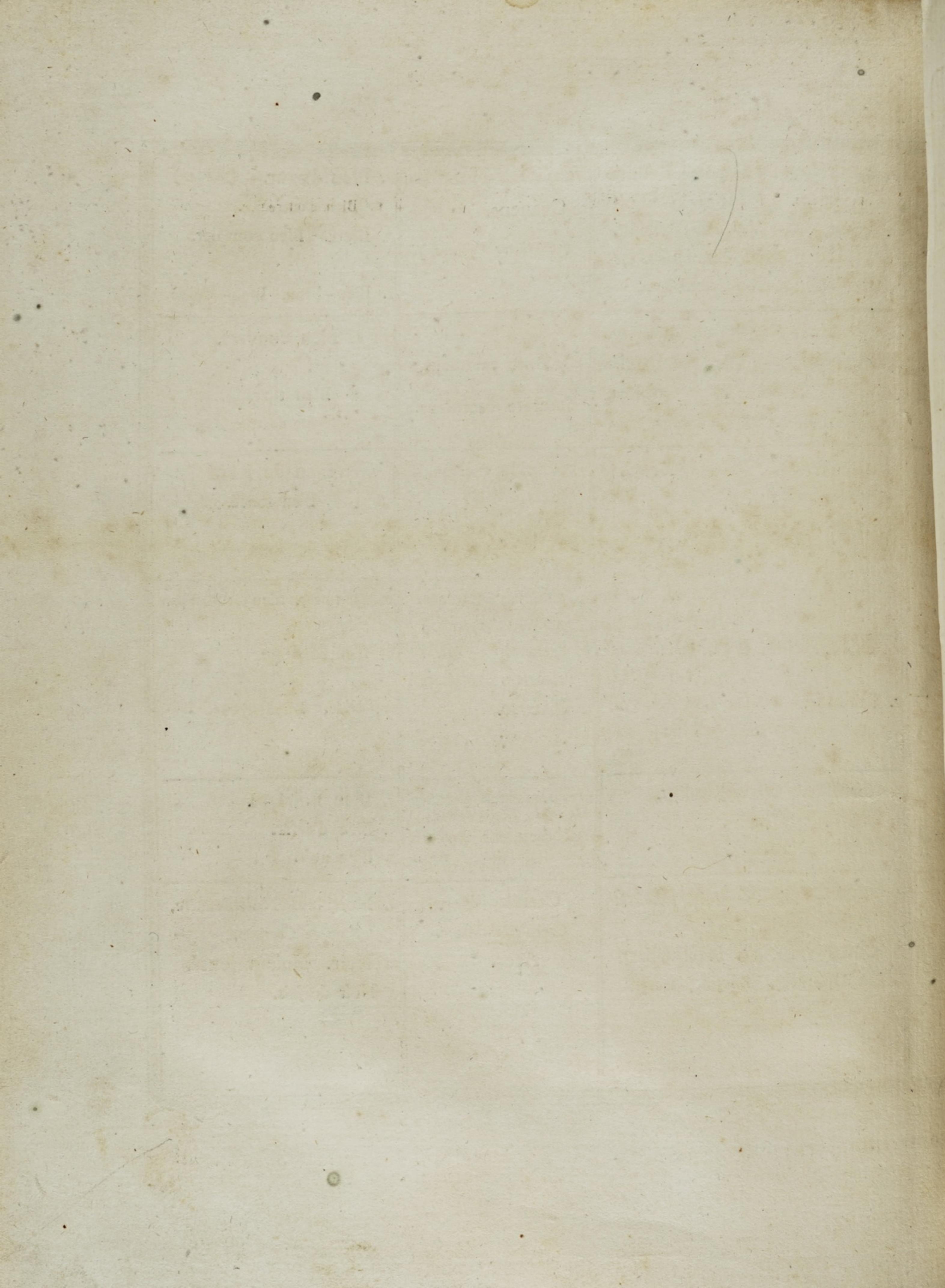
Bleu couvert.
Bleu turquin.
Couleur de turquoise.

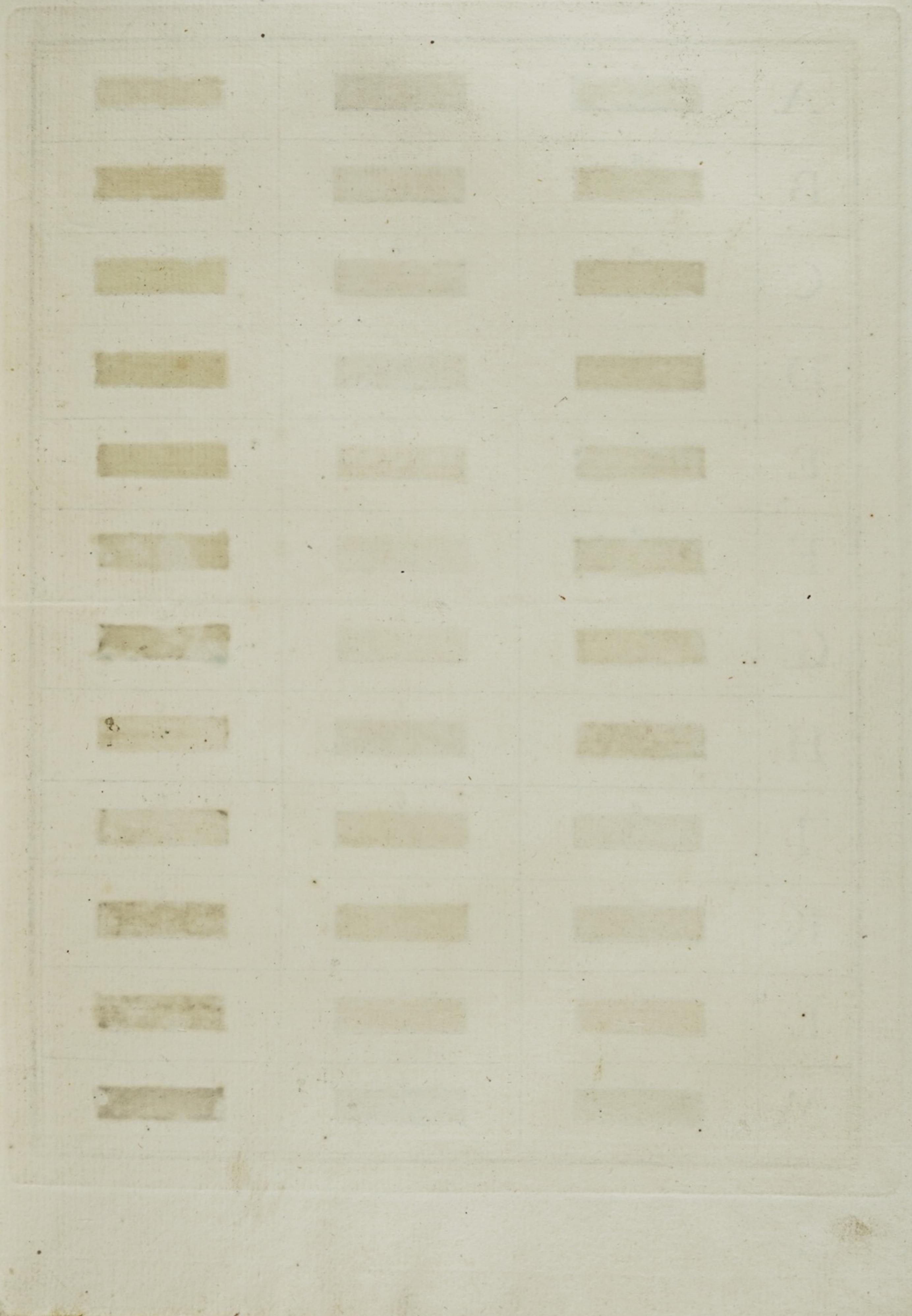
Bleu de Roi.
Bleu foncé.
Bleu brun clair. L'indico.

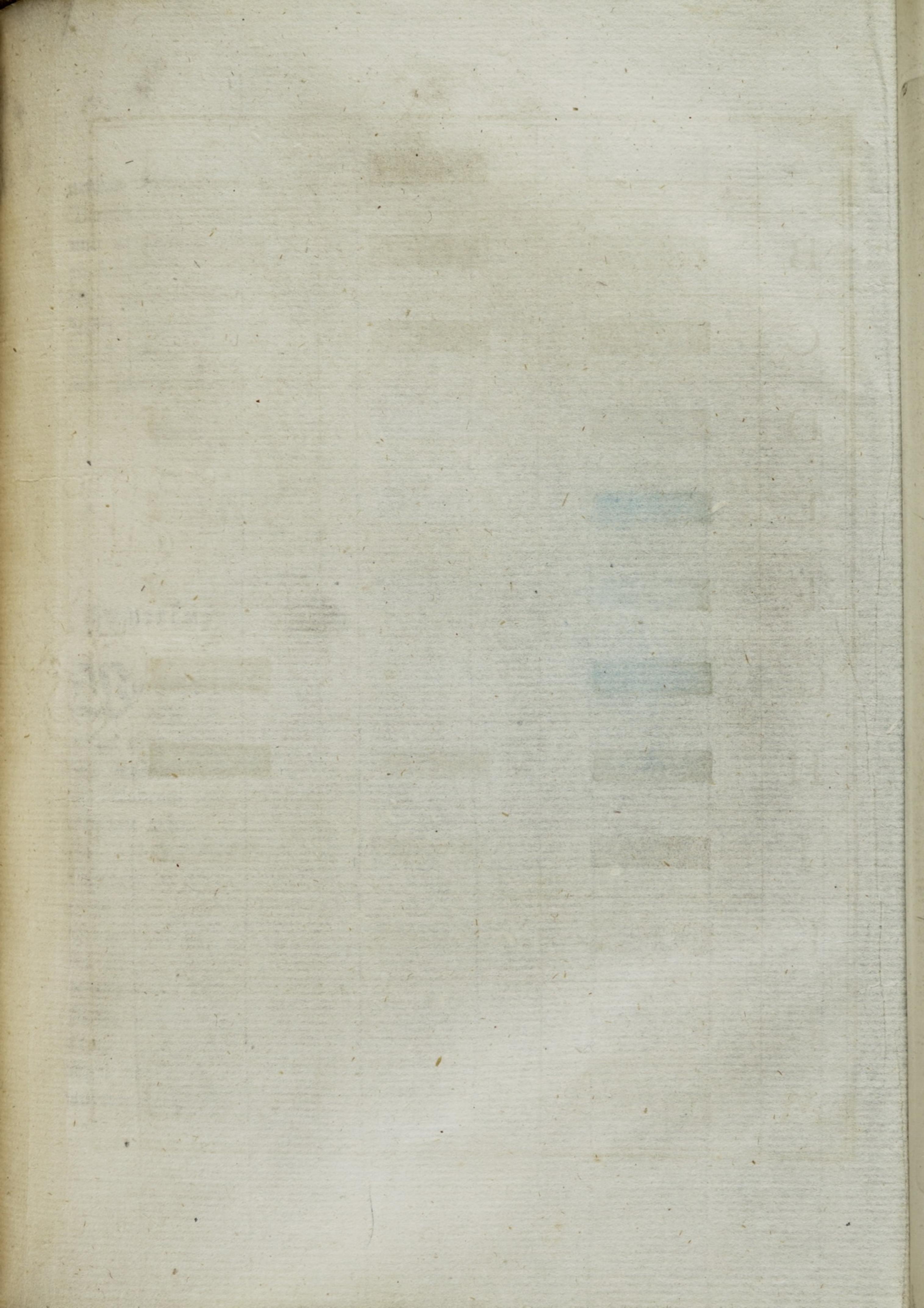
a. Bleu pers. Bleu brun. Fleur de Guéde.
b. Bleu de forge.
c. Livide. Bleuâtrebrun.

Bleu noirâtre.
Bleu d'enfer.
Bleu noir.

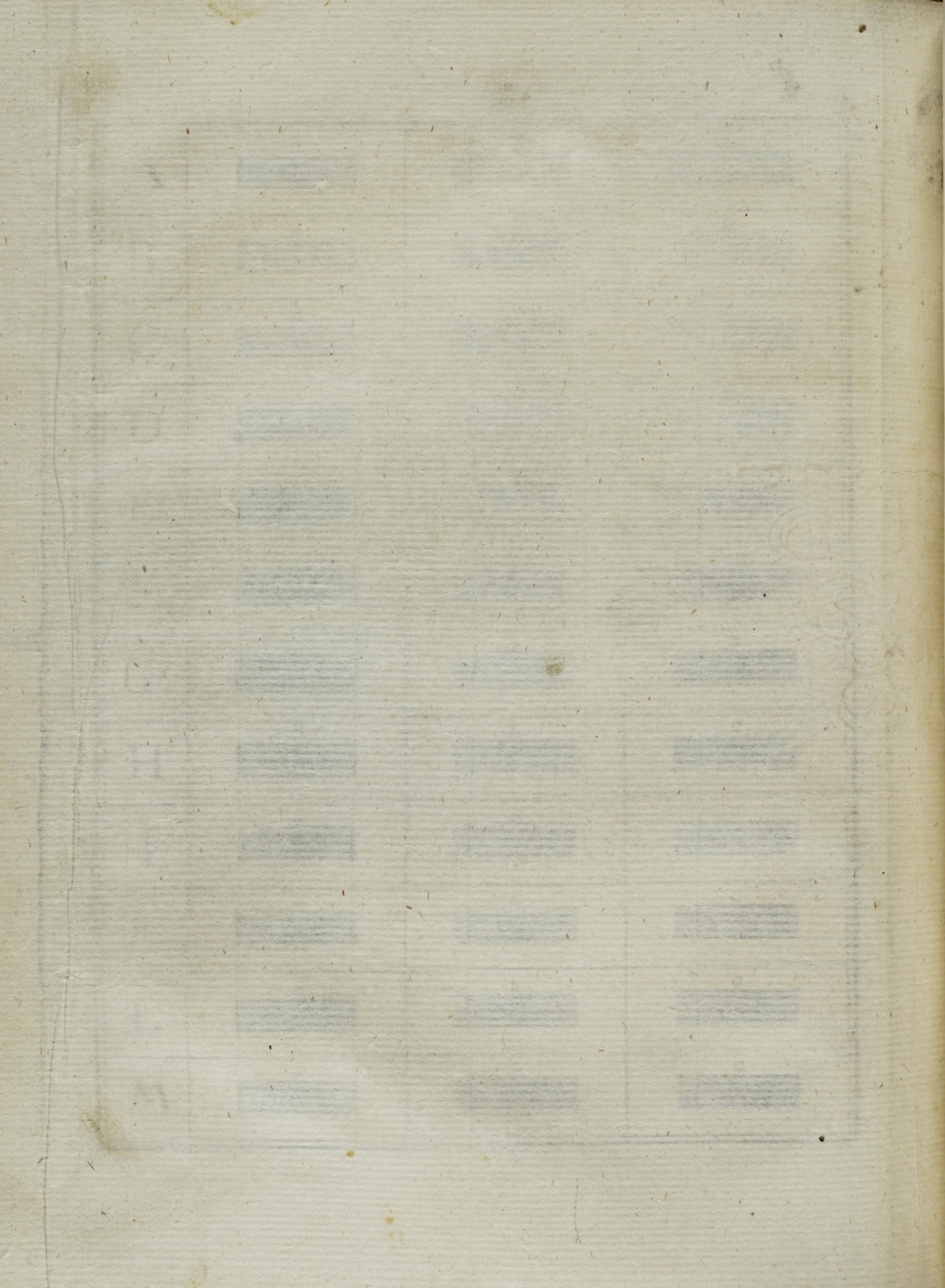
a. Noirbleu. Noirbleuâtre.
Noir de Charbon.
b. Noir. Noir velouté.
c. Noir de jais.







A	a	b	c
B	a	b	c
C	a	b	c
D	a	b	c
E	a	b	c
F	a	b	c
G	a	b	c
H	a	b	c
I	a	b	c
K	a	b	c
L	a	b	c
M	a	b	c



nenden Bedeutungen zu vereinigen, die ungewissen und wankenden durch Vergleichung vielerley von Kaufleuten mit Namen belegten Farbenmuster und verschiedener Anmerkungen der Ingenieure, Maler und Färber besser zu bestimmen, bey jedwederer Farbe ihre Stoffe und Mischungen anzumerken; welches unter andern sonderbar unseren Illuminirern dienen mag. In dessen sehen wir diesen Entwurf für einen Versuch an, der mit der Zeit durch unsere oder fremde Zusätze zu viel größerer Vollkommenheit reisen mag, und denken mit Horaz:

Est quodam prodire tenus, si non datur ultra.

V. Abschnitt.

Anmerkungen über die angeführten Farbennamen.

Wir haben schon erinnert, daß die hier den Farben beygelegten Namen nicht neu geschöpft, sondern, als übliche aus dem gemeinen Umgange oder vielmehr aus Büchern, derer wir fast bey jeder Benennung einige anziehen könnten, gesammelt worden sind. Da es Deutschland an einer Akademie fehlt, die durch allgemeine Einstimmung mit genugsamer Macht versehen wäre, neuen schicklichen Benennungen das Bürgerrecht zu ertheilen, um hiedurch den sich täglich erweiternden Kenntnissen auch mit der Sprache zu folgen, muß wohl zuweilen die Autorität eines größern Publikums oder auch einzelner Schriftsteller hinlänglich seyn. Wir werden also für diesen Theil kaum eine fernere Rechenschaft zu geben haben. Fast nur die Stelle, die jeder Namen in den Stufen des Heil Dunklen, oder bey den verschiedenen Arten der blauen Farbe hier einnimmt, könnte etwa noch ansichtig seyn. Man kann doch nicht jedes Lesers Zweifel über diese oder jene von solchen Benennungen zum voraus sehen: wir wählen also nur diejenigen einigermassen zu erläutern, von denen wir vermuthen, daß sie vor andern einigem Widerspruche mögen ausgesetzt seyn. Man wird von diesen

D

auf



auf andere schließen, und daraus urtheilen können, daß wir auch für die Bestimmung der übrigen Gründe gehabt; ob wir schon für überflüssig hielten, alle hier beizubringen.

A. • Candidus bedeutet bey Herrn von Linne und einigen anderen Naturkundigen ein sehr schönes Weiß, fast eben wie niveus (schneeweiss) und sagt dann mehr als albus. Unterdessen scheint doch auch das schönste Bleiweiß ein wenig etwas Blauliches in sich zu haben, welches sich noch besser in der Mischung zeigt; indem es, wenn es schon mit einem sehr feinen Florentiner- oder andern hochrothen Lak gemischt wird, fast ein Gris-de-lin giebt, das ins Violete blicket, und zu der veilrothen Gattung gehört.

(**) Wir glauben nicht, daß man es für eine große Unvollkommenheit in dem Lehrgebäude der Farben halten würde, wenn man etwa den nämlichen Namen einer Farbe in zwei verschiedenen Farbengattungen finden sollte, wie z. B. Silberfarbe hier und wieder bey Blaulichtgrau. Es lassen doch einige Farben unter dem nämlichen Namen wenigstens verschiedene Stufen oder Abänderungen zu, nicht nur im Betreffe des Lichts oder Schattens, wie Licht- und Dunkelfilberfarben, sondern auch die Natur der Farbe selbsten belangend: man nennt Perlenfarben, Silberfarben, was aus dem Weissen ein wenig ins Blaue geht; und man nennt auch so, was ins Graue fällt. Reaumur, der in Bestimmung der Farben so genau ist, setzt couleur blanc d'argent oder Blanc argenté mit Blanc bleuâtre als eines zusammen. Maler schreiben vor, Perlen mit Weiß und ganz wenig Blau zu malen, (S. Neues Handb. für Künstler) ein andernmal liest man doch bey Reaumur wie bey andern: Gris de perle, Blanc gris de perle. Und Frisch (T. L. Wörterb.) sagt mit andern auch Silbergrau. Die Färber machen ebenfalls ihre silberfarbenen Stoffe meistens graulich oder auch sehr licht aschenfarben. Man darf sich aber eben nicht sehr wundern; die Natur ist sich selbst nicht durchaus gleich, und natürliche Dinge, wovon den Farben etwa ein Namen beygelegt worden ist, ändern immer ein wenig ab: ein Gold ist bleicher oder gelber, ein anderes feuriger oder röther; das Silber kommt nicht ganz einerley von verschiedenen Bergwerken, und das Geprägte oder Verarbeitete ist nicht leicht ohne allen Zusatz von einem oder anderem Metalle, und entweder frisch oder veraltet; wie sollten nicht ein wenig unterschiedene Farben, jede mit Recht, den Namen davon entlehnen können? Die in unseren Fachen aufgetragenen Farben werden dabei immer verschieden seyn, und jede eigentlich zu ihrer Gattung gehören: und weil aus gemeinen Benennungen vielleicht doch einige Verwirrung entstehen könnte, werden wir auch vermeiden, ganz den nämlichen Namen irgendwo zu wiederholen, und also, wo wir hier silberweiß sagen, ein andernmal silberfarben oder silbergrau sezen.

B* Dieser Namen Porcellansfarbe ist von sehr weislichtblauen, oder vielmehr blauliche weißen Seidenstoffen wenigstens in Wien bey Seidenkrämern und anderen im Gebrauche: nach Wal. Ierius ist die Farbe wohl bestimmt. „, Echter Porcellan, sagt er, Mineralogie Anhang. 536. S. ist halb durchsichtig mit blaulichter Farbe, „. Es scheint also auch der Namen nicht unrecht entlehnt zu seyn.

D* Durch das Wort **Hechtenblau** wird doch jenem, fast üblicheren, von eben dieser Art der Fische entlehnten Farbennamen **Hechtengrau** sein Werth nicht benommen; allein er gehört mit geringer Veränderung der Farbe zu einer anderen Gattung.

** Caesius ist eigentlich die Farbe blauer Augen. A. Gellius (*Noctes Att. L. 2. c. 26.*) leitet dieses Wort von Caelum her, wovon gewiß Caeruleus kommt. „, Nostris autem veteribus Cæsia dicta est (*Minerva*) quae a graecis γλαυκῶπις, ut Nigidius ait, de colore caeli, quasi caelia. Cicero giebt doch klar zu verstehen, daß Caesius und Caeruleus nicht ganz einerley Farbe bedeuten, da er (*I. de Nat. deor.*) schreibt „, Caesios oculos Minervae, Caeruleos Neptuni.

Sonst hält man dafür, daß auch Glaucus einerley Bedeutung mit Caesius (bleich- oder lichtblau) habe: und die aus Gellius angeführte Stelle scheint dieses zu bekräftigen; Plinius sagt: „Oculi Glauci iidem, qui & Caesii L. 8. c. 21. Und Virgil gebraucht sich dieses Worts, graublaue lichtweisse Pferde oder Schimmel anzudeuten, „ honesti spadices Glaucique. L. 3. Georg. Es sollte also auch Glaucus hieher in die blaue Farbengattung kommen? Es wäre geschehen, wenn dieses Wort, da es nach alten Schriftstellern zugleich, und vielleicht besser die Bedeutung von Grünlichtblau oder Meergrün zuläßt, nicht in jener Gattung nthiger wäre, oder wenn wir es so leicht wiederholen wollten. So glauben wir auch, das alte Color venetus sey eben vielmehr für dieselbe Gattung aufzubehalten; indem uns Begetius (*de re mil. L. 4. c. 37.*) belehret, daß es die Farbe der Meerswogen ist, „, colore veneto, qui marinis est fluctibus similis. „ Ob es schon, nach einiger anderem Schriftsteller Sinne, auch daher könnte gesetzt werden.

G* Ultramarinblau und, welches weiter unten steht, Indigblau, von den Farben, die der Ultramarin und der Indig giebt, oder auch selbst von dem Ansehen dieser Materialien entlehnte Namen können zweifelsohne eben so gut gelten, als z. B. Zinnober- und Menig- oder Mienroth; wovon das erste französischen Naturkundigen und sonderbar dem Balmont (*S. Diet. rais. univ. d'Hist. nat.*) sehr geläufig ist, da er von Papageyfedern öfters schreibt: Rouge de vermillion oder auch nur beau vermillion und ein andermal couleur de Cinnabre; das letzte aber auch schon unter andern bey Frisch und Blankart von Raupen oder Schmetterlingen, bey Hrn. Beckmann von Sonnenfäfern gelesen wird. Aber auch Ultramarinblau kommt schon von Faltern bey Rösel



und einigen andern vor. Und der Namen Indig oder Indigblau wird von den Physikern selbst von einer der Scheinfarben des Regenbogens fast durchaus gebraucht. In dem Musaeum Richterianum, das in Sachsen heraus gekommen ist, liest man von der Farbe eines Schmetterlings auch Berlinerblau, welches wir uns doch nicht getrauten nachzuschreiben, weil es vielleicht nicht ganz richtig ist; indem man, wie es scheint, vielmehr Berlinerblaublau oder doch Berlinerblaufarben sagen müßte.

H* Blaublau sagt man, schreibt Schottel (I. B. 6. Lobs.) wann solche Farbe über die guldene oder silberne Farbe gestrichen wird, doch daß die unterste durchleuchtet.

* * Einige Mineralogen, wie z. B. Kronstett (Versuch einer neuen Mineralogie 258. S.) und Justi (Grundriß des Mineralreichs 382. S.) beschreiben den Türkis oder Türkos (Turquois) als einen blaulichtgrünen oder grünlichtblauen Stein; und also sollte die Türkisfarbe nicht zu dieser Gattung gehören. Allein Wallerius (Mineralogie 455. S.) spricht für uns: „Türkise sind Steine von blauer Farbe (colore cyaneo) doch nicht klarscheinend oder durchsichtig, „So sind auch Hermolaus Barbarus (Castigat. Plin. in librum 37.) und einige anderen Gelehrten der Meynung, daß der Stein, welcher beym Plinius (Lib. 37. c. 9.) und andern alten Schriftstellern Cyanus heißt (wo von Cyaneus) eben unser Türkis sey. Und gewiß ist, daß wenigstens die ächten orientalischen Türkise immer vielmehr ins Blaue als ins Grüne gehen müssen. Man sehe A. Boetii de Boot Gemmarum & Lap. Hist. (Lugduni Bat. 1636.) pag. 265. Endlich ist es bey den Franzosen schon allgemein angenommen, daß Bleu Turquin ein wahres, schönes, doch sehr volles oder ein wenig überladenes Blau bedeute. Das letztere, das vielleicht daher kommt, daß der Stein nicht ganz durchsichtig ist, kann man unter andern besonders aus jener Stelle des Gabary (Dict. de Com.) abnehmen, wo er, nach erfahrenen Malern, erinnert, daß man die Lazurfarbe oder den Ultramarin nicht mit Oel zurichten soll; indem er davon dunkel oder Türkissfarben werden würde: Ce qui la fait paroître d'un bleu plus foncé & turquin, qu'elle ne la seroit naturellement. Ob man schon sonst nicht läugnen kann, daß sich in den Naturalienabinetern auch sehr lichtblaue Türkise finden.

K* Beerblau, sagt Frisch (T. L. Wörterb.) ist die Farbe von Heidelbeeren oder Bickbeeren (Vaccinium Myrtillus Lin.) Sieh hievon etwas mehreres im Verfolge.

M* Die Kohlen sind eben so wenig, als andere Dinge, die wir schwarz nennen, vollkommen schwarz; insgemein schielen sie ein wenig ins Blaue, oder doch ins Blaulichtgraue. Felizien, der mit so vieler Einsicht von der Malerey, und aus Gelegenheit derselben von Farben schrieb, sagt glatterdings, Kohlenschwarz sei ein Blaulichtschwarz: Un Noir bluastre comme le Noir de charbon. p. 293. es gehört also in gegenwärtige Farbengattung. Man sagt auch Kohlpechschwarz:

schwarz: S. Schottel 1. B. 83. S. Die Rabenfedern geben ebenfalls gleichsam aus Nebenflusse der Schwärze einen dunkelblauen Widerschein. Hier ist auch die Verdoppelung Kohlrabenschwarz im Gebrauche. Von dem Sammetschwarzem wird man weiter unten, aus dem, wie es im Färben zu erhalten ist, zum füglichsten urtheilen können.

* * Ater bedeutet dem Hrn von Linne und andern Naturkundigen insgemein ein kräftigeres und tieferes Schwarz, als durch das gemeine Wort niger angezeigt wird.

VII. Abschnitt.

Farben und Mischungen, die diese Fache zu bemalen sind angewandt worden. (*)

I. §.

Die erste Reihe hinunter a a Sc. soll sich mehr dem Violetten, weil dieses im Kreise ordentlich vorgehet, nähern; die dritte entgegen c c Sc. weil sie an das nachfolgende Grünblau oder Meergrün stossst, darf vielmehr ein wenig in dieses blicken. Jenes kann auf dem Papiere mit Ultramarin oder feiner Schmalte nebst dem Bergblau am füglichsten zuwegen gebracht, und dadurch zugleich jeder Grad der blauen Farbe, wie selbe insgemein an der Wolle, oder an wollenen Tüchern erscheint, am besten nachgeahmt werden. Letzteres aber wird mit einem geringen Zusaze (**) von

D 3

aufz-

(*) Sie werden denn auch in der Miniatur und jeder andern Art mit Wasserfarben zu malen dienen können.

(**) Wir sagen mit einem geringen Zusaze, und werden wohl auch im Verfolge öfter nur: Etwas weniges, fast den halben Theil, ein wenig mehr von dem — — —

und vergleichen sehen, im Vertrauen, daß solche ob schon nicht allergenauesten Bestimmungen doch hinlänglich seyn werden, jeden, der diese Mischungen etwa wird nachahmen wollen, richtig zu leiten. Das Aug eines Malers muß ohnehin gewohnet seyn, von jeder Farbe fast sicher zu urtheilen, wieviel dieselbe eigentlich in der Mischung, deren Muster er vor sich hat, wirken



aufgelöstem blaulichten Spangrün, das dem Bergblau zugleich einigen Glanz und eine gewisse sonst nur den Farben der Seidenstoffe eigene Gelindigkeit mittheilet, am sichersten erhalten werden. Zu A. a. ward also genanntes venetianisches Bleyleiß allein genommen, welches man mit ein wenig im Wasser aufgelösten arabischen Gummi, und noch um halben Theil weniger weißen Kandiszucker, wie fast alle nachstehenden und insgemein alle Mineral- und Erdfarben, zubereitet hat. Zu B. a. ward eben dasselbe Bleyleiß gebraucht mit ganz wenig blassen Bergblau oder gewaschener Schmalte; weiter hinab eben diese blauen Materialien mit immer wenigerem Weissen, ja zu E. a. selbe allein mit einander vermenget, so wie in F. a. Bergblau und ein wenig Ultramarin vermischt sind. Hier sey obenhin angemerkt, daß wir sehr gerne zwei oder auch mehr Farben miteinander vermengen, wenn wir schon vielleicht den nämlichen Grad und eine gleiche Schönheit der Farbe durch eine allein erhalten könnten; weil die Erfahrung lehret, daß bey solcher Vermischung die Farben immer standhafter sind, und die vereinigten heterogenischen Materialien sich gleichsam einander verbinden und mehr häften. In G. a. ist Ultramarin fast ganz allein aufgetragen (*) durch die nachfolgenden zwei Stufen aber ist derselbe oder an
seis

sonne, und würde sich daher wohl keiner die Mühe geben, die vorgeschriebenen Farben mit einer ängstlichen Genauigkeit auszumessen, oder abzuwägen, wenn wir schon derselben Theile aufs genaueste bestimmen sollten. Bey den braunen, grauen, und einigen blühenden Mittelfarben werden wir doch fast Castells und Mayers Beispiele folgen, die die Theile von jeder der dreien einfachen Farben, woraus, ihrer Meynung nach, gewisse natürliche Farbenstoffe bestehen sollten, auch durch bestimmte Numern angedeutet haben, z. B. Umbra enthalte $\frac{3}{2}$ von Roth, $\frac{1}{2}$ von Gelb, und $\frac{3}{2}$ von Blau.

(*) Die Ultramarinfarbe, ber in Ansehen ihrer dauerhaften Schönheit insgemein der

Vorzug nicht nur vor den übrigen blauen, sondern auch vor allen andern Farbenstoffen gegeben wird, ist in unsern Materialbuden fast selten. Kommt dieses vielleicht daher, daß die Art dieselbe zu bereiten wenig mehr bekannt ist? In diesem Falle lohnt es der Mühe, hier davon zu reden.

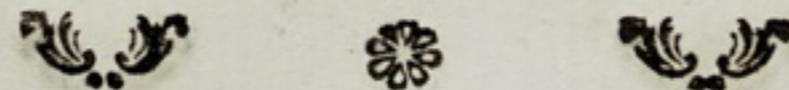
Es giebt diese kostbare Farbe der Lapisstein. (Lapis Lazuli, des Plinius Saphirus S. Nat. Hist. L. 37. c. 9.) Der, welcher am meisten geschätzt wird, kommt vornehmlich aus der bucharischen Kalmuckey. Ein anderer wurde zuweilen in Deutschland, und von Boetius von Voott, wie er selbst in seiner Geschichte von edlen Steinen 119. Cap. erzählt, auch in Böhmen gefunden. Jener heißt uns der Mor-

seiner Stelle hochfärbiige Schmalte mit mehr oder weniger Berliner - oder Preußischblau, und in K. a. mit Pariser - oder Straßburgerblau, welches eben, wie es scheint, ein gereinigtes, und daher vollfärigeres Berlinerblau ist, und endlich in L. a. mit Indig vermischt worden. Die schwarze Farbe M. a. giebt ein seiner recht dunkelfärbiger Indig etwa mit ein wenig chis
nes

Morgenländische. Der Namen Ultramarin aber kommt nach Pomets Meynung (S. Hist. des drogues à Paris 1694. Part. 3. pag. 102.) entweder von dem, daß diese Farbe zuerst aus Cypren oder sonst über Meer gekommen ist, oder doch von dem, daß sie die blaulichtete See übertrifft. Nun kann man dieselbe auf folgende Art bereiten. Man läßt den Stein, um ihn mürb zu machen, oder auch seine Farbe zu erhöhen, einmal im Feuer glühen, und löscht ihn jedesmal in gutem Essig ab; zerstößt ihn alsdenn in einem Mörser, — andere wollen, man soll ihn zuvor zu einem Sande oder größlichten Pulver stossen, dann mit Leinöl vermengen, und in einem Schmelztiegel, um ihn zu calciniren, durch etliche Stunden glühen lassen; hernach aber mit Weinessig übergießen; wo er bald wird auf- und von den eingemengten Quarzen oder andern Steinkörnern abgelöst werden. Von diesen kann man ihn nochmal durch das Waschen oder Schlemmen, wie wir von der Schmalte melden werden, gänzlich reinigen; endlich auf einem Porphy - oder Achatsteine zu einem zarten Pulver reiben; dessen Farbe im Weingeiste, wie wir eben bei der Schmalte ausführlicher zu erinnern denken, noch mehr kann erhöhet werden.

Der angeführte von Voordt beschreibt diese Bereitung erstlich sehr weitläufig, hernach doch auch kürzer, auf eine etwas verschiedene Art (Gem. & Lap. Hist. Lugd. Bat. 1636. pag. 279.

— — 292.) Felibien (Des Principes — — de la Peinture L. 3. c. 4.) und mehr andere haben es diesem nachgeschrieben. Der Unterschied besteht hauptsächlich in dem, daß man, nachdem man den Stein calcinirt, zerstößt, und mit Leins oder Rüßole zu einem sehr feinen Pulver zerriesen hat, dieses mit dreymal so viel Teiges vermengt, der aus gleichen Theilen von Wachs, Colophonium und Tannenharz nebst einer mindern Dose von Terpentin und Leinöl, auf einem gelinden Feuer untereinander gemengt, und zusammengeschmolzt worden. Mit diesem Pflaster oder Gemenge soll man die Farbe auf einer Tafel wohl untereinander arbeiten, hernach einige Wochen digeriren lassen, alsdenn aber in warmem Wasser, durch vieles Umschlagen, wieder absondern, und durch wiederholtes Waschen, wie anderswo wird gemeldet werden, von der Fette reinigen, endlich trocknen. Diese mühesame Handlung soll der Farbe mehr Schönheit und Glanz ertheilen. Es mag schon seyn. Jenes müssen wir hier noch anmerken, daß diejenigen Stücke von Lapisursteine, die mit kleinen Gold - oder Kiesfkörnern vermengt, und darum geringer geschätzt sind, eben am meisten Farbe geben. Trümmern von etwa zerbrochenen Gefäßchen und verschiedenen Galanteriewaaren, oder Knöpfe und dergleichen aus jenem Steine verfertigte Dinge, die gänzlich aus der Mode gekommen, können ebenfalls zu Nutzen gemacht werden,



nesischer Dinte vermenget: mit gebranntem Beinschwarz gemischt, wie in M. b. geschehen ist, thut derselbe doch noch bessere Wirkung.

II. §.

In der letzten Reihe oder c. c. &c. herrschet fast durch alle Stufen entweder ein bleicheres, etwa mit Weingeiste auf Achat oder Glase geriebenes, oder ein hochfarbiges ungeriebenes Bergblau (*) mit ein wenig von distillirtem zum Gebrauche der Ingenieurs zubereitetem Grünspan gemischt, oder überfahren. Anstatt des Bergblauen kann vielleicht auch schönes Eschblau oder Aschenblau (Cendres bleus d'Angleterre) genommen werden; wie im G. a. mit einem Beysaße von Ultramarin geschehen ist. Daz die obersten Farben doch beynebens nach einem gewissen Ebenmaasse mit Bleiweiß

(*) Bergblau (Asurum, caeruleum monicanum) wird zuweilen auch in der Pastel- und Delmalerey, in der Miniatur aber und insgemein bey dem Malen mit Wasserfarben vor allen andern blauen Farben gebrauchet. Man hat von demselben sehr viele, an Fülle und Bläße der Farbe und an Feinheit merklich unterschiedene Sorten, welches eines Theils von dem Waschen oder Schlemmen kommt, wovon wir unten melden werden; anderes Theils von den verschiedenen Mineral- oder Steinarten, woraus das Bergblau bereitet wird.

Die in älteren und neueren Zeiten berühmteste Art solcher blauen Steine ist der armenische Stein (Lapis armenus) der diesen Namen führt, weil er vor Alters nur aus Armenien kam; wie Plinius schreibt: — Armenia nascit (caeruleum) quod ejus nomine appellatur. L. 35. cap. 6. Ist liefern denselben Throl, Ungari, und das Bannat aus ihren Kupferbergwerken eben nicht selten. Welches eines Theils

sie schon auch Voet. von Voedt (Gem. & Lap. Hist. p. 293.) zu seiner Zeit angemerkt hat. Es ist immer eine Art eines Lapis Lazuli, und wird von dem, der eigentlich diesen Namen hat, nur dadurch unterschieden, daß er lichter an der Farbe, und mit keinen Kieselsplittern oder Goldkörnern vermengt ist. Die Farbe, die daraus bereitet wird, kommt derjenigen, die man von dem europäischen Lapis Lazuli macht, an Schönheit und Dauer am nächsten.

Andere Bergarten, die ein Bergblau geben, heißen den Mineralogen meistens Kupferblau; weil sie ihre blaue Farbe vom Kupfer haben; zuweilen aber werden sie auch Bergblau genannt; weil sie die Farbe schon deutlich zeigen, oder in ihrer eigentlichen Gestalt enthalten. Sie sind immer mürber als der armenische Stein, manchmal schiefericht, ein andermal körnigt, oder auch ganz locker und erdenartig.

Die Farbe wird aus einer und der andern Art nach des von Voedt und anderer Miners

weiß zu vermengen, oder so gering aufzutragen seyn, daß das durchscheinende weiße Papier die Stelle der weißen Farbe vertritt, sieht man wohl von sich selbst ein. Die untersten Fache entgegen, H. c. — L. c. sind, nachdem mit Bergblau der Grund geleget worden, mit einem besonders feinen Berlinerblau, wie auch hier zu Wien bereitet wird, oder nach Maasse der Helle oder der Dunkelheit, mit Läkmus, mit Pariserblau, mit Indigo zu überziehen, oder mit den Malern zu reden, zu glasiren. Auch diese Glasurfarben können mit ein wenig Grünspan vermischt werden, nur den Läkmus ausgenommen, der dadurch ganz veilroth, wohin er ohnedies schon blicket, oder rothbraun werden würde. Die allerlezte (M. c.) ist eine schwarze aus Blau, Roth, u. s. w. ohne natürliche schwarze zusammengesetzte Farbe, woron oben ist gemeldet worden.

III. §.

Nun die mittlere Colonne soll zwischen den zweien, die sich einerseits dem Feuer andererseits dem Meerblauen nähern, ein genaues Mittel halten. Es könnte solches mit Bergblau ganz wohl geschehen; allein die Abänderungen würden nicht sehr leicht zu unterscheiden seyn; und um alle in der Natur, ja selbst

E

nur

ralogen Vorschrift, auf folgende Weise bereitet: man zerstößt, und zerreibt den Stein oder die Bergart zu einem doch nicht gar feinen Pulver; vermengt dieses alsdann mit Wasser, und, nachdem man es eine Zeitlang wohl untereinander beweget hat, läßt man die Farbe, welche schwerer ist, sich auf den Boden setzen, das Wasser gießt man mit den damit vermischten irdenen oder andern unreinen Theilchen ab; die Farbe sammelt man, zerreibt sie noch feiner, und wäscht sie wieder oder auch, wenn sich das Wasser noch merklich davon schmutzig und unrein zeigt, zum dritten und viertenmale. Hernach gießt man auf einer Schale frisches Wasser darüber, in welchem

doch zuvor ein wenig von arabischem Gummi aufgesetzt worden, und mengt es mit dem Finger oder einem Holzsplitter wohl untereinander: alsdann aber läßt man es etwa eine halbe Stunde ruhen; wo die Farbe größtentheils zu Boden gesen wird; nur der feinste, sehr bleiche Theil derselben wird noch im Wasser schwimmen, den man dann mit diesem in ein anders Glas übergießen muß, wo er sich doch nach einem paar Tage setzen wird. Ueber den größern, hochfärbigen Theil kann man abermal mit Gummi vermengtes Wasser gießen, und auf solche Art die Farbe in so viele Sorten, als einem beliebet, theilen.



nur auf den Schmetterlingen vorkommenden blauen Farben vorzustellen, ist vielmehr eine andere Mittelreihe von grau- oder trübblauen und von blausilberglänzenden Farben nöthig. Wir haben unter den vielaugigten Faltern (Argi) mehr Arten, die blank- oder silberblaue Flügel in verschiedenen Stufen bleicherer oder höherer Farbe haben. Und wie? Wenn man sich beynebens in Beschreibung americanischer Tagschmetterlinge, des Menelaus, des Achilles Lin. und mehr anderer blauen silberglanzenden, die noch unbenannt, und doch auch hier in den Baron buolischen, gräfl. Rudolph trau-nischen und unsren Sammlungen vorhanden sind, auf dieses Farbenmuster beziehen wollte? Wenn man endlich die blaublanken Abwechslungen so vieler Arten der Lauf-Rüzel-Fall- und Goldkäfer der Herren Linnäus und Schäffer in diesen Fachen suchete? Und sind nicht zu unserer Zeit auch in Goldarbeiten und Stickereien verschiedene roth- und blaublanke Farben in der Mode, derer Namen man zu mehrerer Bequemlichkeit im Handel und Umgange wohl nicht ungern bestimmt haben würde?

Es zeigen sich aber auch anderstheils in den Reichen der Natur manichfaltige graublaue Farben; denen doch auch hier ein Platz zu geben ist. Wir haben daher diese zweyerley Arten der blauen Farben in eine, die zweyte, Colonne untereinander vermenget, und sie in derselben fast abwechseln lassen; ob wir schon ganz wohl vorgesehen haben, daß dabey der ordentliche Abfall des Lichts, oder die genaue Verbindung und Uebereinstimmung der durch fast unmerkliche Stufen erhöhten oder vertieften Linten nicht wohl bestehen könne. Wir hätten vielleicht zwei verschiedene Colonnen daraus gestalten sollen: allein gegenwärtiges Werk bedarf doch in verschiedener Absicht einiger Einschränkung; und jene sanfte Abänderung des Helldunkeln kann man schon, soviel sie die Genauigkeit der Illuminirer bewirkt hat, in den andern zwei Reihen bemerken.

Diese silberblauen Farben, wie sie hier aufgetragen sind, bestehen in Staub- oder Muschelsilber, welches mit Gummi und Zucker, wie andere Farben, zugerichtet wird. In dem Fache A. b. ist es weiß und rauh gelassen; im B. b. nur sehr flüchtig mit Blau überzogen: in G. b. und noch mehr in H. b., I. b. und K. b. ist es mit einem Wolfszahne oder mit

mit Achat geglättet, und denn mit seinem Berliner- oder Pariserblau leichter oder voller glasirt. Zum Poliren kann man anfangs feines polirtes Papier dazwischen legen; zum Glasiren hat man die Farbe, damit sie auf dem Silber angreife, mit ein wenig im Wasser aufgelöster Hechten- oder anderer Fischgalle zu mischen. In den übrigen Fachen der Mittelreihe ist Berlinerblau und Indig nach verschiedner Höhe oder Tiefe gemäßiget, und zwar in D. b. und E. b. fast nur Indig mit vielem Bleyweiss, im L. b. eben derselbe mit Berlinerblau gemischt, in F. b. und G. b. aber dieses letztere allein genommen worden, doch mit dem Unterschiede, daß das vorletzte, welches auch in der ersten Reihe in C. a., doch gelinder aufgetragen ist, besonders aufgelöst worden, wie es Ingenieure zuweilen, anstatt des Spangrünen, um Flüsse oder Wassergräben anzuseigen, zu brauchen pflegen. Die Art, dieses Blau zu solchem Gebrauche zu bereiten, behalten wir uns weiter unten zu beschreiben vor.

VII. Abschnitt.

Materialien und derselben Zubereitung, um die oben benannten Farben auch in der Fresco-Email- und Pastellmalerey zu erhalten.

I. §.

Bisher haben wir angezeigt, wie die Fache bemahet worden, und also zugleich, wie Illuminirer oder wohl auch angehende Ingenieure, Miniaturmaler und dergleichen, die etwas auf Pergament oder Papier mit lebhaften Farben zu entwerfen haben, die hier vorgestellten blauen Schattirungen erhalten können. Aber, nachdem wir nun einmal von den Farben zu handeln, ihre Gattungen, ihre Namen, ihre Abwechslungen und Stufen zu bestimmen unternommen haben, welches vielleicht verschiedenen Künstlern, die mit Farben umgehen, einigermassen zu statten kommen kann;



scheint es die Sache selbst zu fodern, daß wir dasjenige, was man zum vollständigen Kenntnisse der Farben vorzüglich noch verlangen kann, die Materialien und die Art, wodurch jene Schattirungen auch in andern Gattungen der Malerey und selbst in der Färbererey hervorgebracht werden können, nicht ganz unberührt lassen.

Vor allen den verschiedenen Arten zu malen, haben jene zwei, derer eine die Farben mit Oel zugerichtet meistens auf dichte Leinwand, die andere dieselben mit dünnem Leime gemischet auf die noch halb nassen Mauern aufträgt, oder die so genannte Fresco- und Oelmälerey, ganz billig den Vorzug. Von jener werden wir gegenwärtig, von der andern im folgenden Abschritte handeln.

Bey den alten Griechen und Römern, wo sonst die Malerey zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit gekommen war, wurde insgemein auf hölzernen Tafeln oder auf Mauern gemälet; und hiezu die Farbe mit Eiern, die durch vieles Umschlagen sehr flüssig gemacht wurden, oder mit gekochtem Leime bereitet. Wenn wir die Worte des Cicero und des Plinius recht verstehen, und ihnen doch glauben sollen, so haben die berühmtesten Maler, mit denen Griechenland in den älteren Zeiten prangte, Polygnotus, Zeuxis, und Timanthes nur mit Weiß, Ockergelb, Roth und Schwarz gemälet, und ganz keine blaue Farbe gekannt. (*)

In

(*) Plin. *Natur. Hist. Lib. 35. cap. 7.* Es ist vielleicht der Mühe werth, die eigentlichen Worte anzuführen: Quatuor coloribus immortalia opera illa fecere, ex albis Melino, ex siliaceis Attico, ex rubris Sinopide Pontica, ex nigris Atramento Apelles, Echion, Melanthius, Nicomachus, clarissimi pictores, cum tabulae eorum singulae oppidorum venirent opibus. Nunc & purpuris in parietes migrantibus, & India conferente fluminum suorum limum & draconum & elephantorum saniem, nulla nobilis pictura est. Omnia ergo meliora tunc fuere,

cum minor copia. Well es einigermassen schwer fällt zu begreifen, wie mit den benannten vier Farben ohne Blau und also auch ohne Grün etwas Vollkommenes habe gemalt werden können, gab man sich in neueren Zeiten nicht wenig Mühe die Stelle auf verschiedne Art auszulegen. Es wird vielleicht befremden, wenn wir sagen, daß sich keine sonderbare Beschwerlich finde, dieselbe in ganz glattem Verstande zu nehmen. -- Aber wie? „Macht denn nicht Plinius selbst anderswo von der blauen Farbe Meldung,? Ja, da er von seinen oder doch schon ein wenig späteren Zeiten, nicht

In den Jahrhunderten entgegen, wo jene Schriftsteller lebten, oder auch sogar zu den Zeiten Alexanders des Großen, zählte man schon

E 3

ver-

nicht von jenen der ersten berühmten Maler redet: — „Aber kann man von den sorgfältigen Versuchen der Alten auch nur zweifeln „? Wir glauben nicht; allein es hatten doch die Künste wie alle andern Dinge einen geringen Anfang, und bis zur männlichen Vollkommenheit ein ordentliches Wachsthum durch alle Stufen verschiedener Alter. Man erfindet noch in unseren Jahrhunderten nach und nach neue Materialien zum Färben und Malen: die Alten werden die ihrigen eben nicht alle auf einmal entdecket haben. Wir schreiben darum den Gebrauch so weniger Farben nicht der Mäßigung jener Maler, sondern dem Mangel mehrerer Farben zu. Und scheint nicht Plinius dieses fast klar zu sagen? Oder sollen die letzten Worte der erwähnten Stelle unrecht in diesem Verstande genommen seyn, daß die Gemälde dazumal durchaus besser gewesen sind, da der Vorrath und die Zahl der Farben (denn von diesen redet er) geringer waren? Omnia ergo meliora tunc fuere cum minor copia? — „Aber wird man vormal bey Landschaften zur Schilderung der Luft, und weil die grüne Farbe aus der Mischung der blauen und gelben entsteht, wird man dabey zur Hervorbringung des Grünen, der blauen Farbe jemals haben entbehren können „? Nein fürwahr; allein Plinius sagt uns (Lib. 35. cap. 10.) daß man Landschaften zu malen allererst zu Zeiten des Kaisers Augustus unternommen habe; wovon wir bald etwas mehreres melden werden. Bis dorthin beschäftigten sich die Maler mit den Bildhauern in die Wette fast nur mit Bildnissen der Götter und Menschen. Plinius erzählt aus

griechischen Urkunden, wie die Kunst zu malen von einem nach dem Schatten eines Menschen ges machten Umrisse ihren Anfang genommen habe, wie sie nach der Zeit von dieser einfachen Linie auf mehrere, dann auf eine Farbe von zerriebenen irdenen Scherben; ferner auf Licht und Schatten gekommen, und so, durch ein und anderes Jahrhundert von einer Stufe auf die andere gestiegen sey; er nennt dabey die vornehmsten Künstler eines jeden Alters; er zieht fast von jedem mehrere Stücke an, und macht doch bey allen diesen, außer des Parrhasius Vorhange und des Zeuris Weintrauben kaum von einem andern Gemälde als menschlicher Bilder Meldung. (S. Lib. 35. cap. 3. & seqq.) Nun aber nehmen wir jenes an, was schon Hr. von Hagedorn (50. Betr.) aus Plinius angemerkt hat, daß die griechischen Maler fast nichts zu bekleiden pflegten. Wir sind mit ihm auch in jenem einerley Meynung, daß Braunroth oder ein anderes dauerhaftes Roth mit Okergelb, mit etwa venetianischem Weiß und einem guten Schwarz wohl auch zu unseren Zeiten einem geschickten Maler hinlänglich seyn könnte, das Unbekleidete an menschlichen Bildnissen gut zu schildern, und hierinn bewunderungswürdige Stücke zu liefern. Man hat ein und anderes Schwarz, das sich in der Mischung mit vielem Weiß blaulicht zeiget. Wenn der Künstler aber auch schon sonst von einem Blau etwas wenig brauchen sollte, würde doch solches, weil er es immer mit andern Farben breschen, oder gewissermassen überdecken müßte, von denen, die der Kunst nicht erfahren sind, kaum bemerket werden. Und Blau muß in der That auch



verschiedene blaue Farben, ein scythisches, ein cyprisches, und ein ägyptisches, später auch ein armenisches, und denn ein spanisches Blau,

auch noch zu Apelles Zeiten sehr kostbar und selten gewesen seyn. Denn Theophrast, der damal oder vielmehr einige Jahre danach geschrieben hat, thut wohl schon (in seinem Buche von Steinen) von einer blauen Farbe Meldung; fügt aber bey, daß man dieselbe bey dem Ueberflusse des Ökers und der rothen Farbe am allerwenigsten und sehr selten fände, und sie den Königen von Aegypten unter andern kostbaren Dingen zum Tribut überbrachte. Wir sagten: auch noch zu Apelles Zeiten; und wir halten doch dafür, daß dieser vortrefflichste Künstler mit denjenigen, die vor ihm nur mit vier Farben gemälet haben, nicht zu vermengen sey. — — Aber da sein Namen ausdrücklich unter vielen andern bey Plinius steht? Wir antworten mit Junius (De Pictura Vet. Rott. 1794. Catal. Archit. p. 82.) Er bemerkte, daß in eben diesem Buche des Plinius (Cap. 10.) Echion und Zeuximachus unter den vortrefflichen Malern genannt würden, die in dem vorhergehenden Buche (Cap. 8.) für die nämlichen Zeiten ausdrücklich als Bildhauer angerühmet worden, und schrieb hievon, man hätte diesen Fehler darum eben nicht einem Irrthume des Plinius, sondern vielmehr der Sorglosigkeit der Schreiber oder Copisten beigezumessen, die die Namen abgeändert oder verschoben haben. Daß aber ein gleiches Versehen mit dem Namen des Apelles und Nicomachus bey Plinius sich müsse ereignet haben, urtheilen wir aus einer Stelle des Cicero (Lib. Brutus.) die uns zugleich wider verschiedene Auslegungen jener plinischen, deren Urbild sie vielleicht gewesen ist, entscheidend zu seyn scheinet. Sie beleh-

ret uns, daß die Gemälde jener älteren nur mit vier Farben schilderenden Künstler allein wegen der vortrefflichen Zeichnung so schätzbar waren, die des Apelles aber und seiner Zeitverwandten schon in allem etwas vollkommenes zeigten. Sie verdient ganz hier zu stehen: *Similis (ut in Statuaria) in pictura ratio est, in qua Zeusim & Polygnotum & Timanthem & eorum, qui non sunt usi plus quam quatuor coloribus, formas & linamenta laudamus.* At in Actione, Nicomacho, Protogene, Apelle jam perfecta sunt omnia, & nescio, an reliquis in rebus omnibus idem eveniat: nihil est enim simul & inventum & perfectum. Cicero schreibt hier ohne Eifer einen Missbrauch zu bestreiten; er war den Zeiten jener Maler näher, und mußte Werke ihrer Hände zu Rom und in Griechenland vielfältig gesehen haben.

Wir haben also auch von jener Muthmassung des de piles (Cours de peinture) daß die vier Farben nur den Grund der Gemälde zu bereiten mögen gedienet haben, schon nichts mehr zu sagen; besonders da sie schon der Hr. v. Hagedorn aus einem anderen Grunde widerlegt hat. Eine andere, nicht eben sogar neue Meynung des L. Demontiosus (Comment. de Pictura. S. Vitruv. App. Amstelod.) weil sie uns sehr sonderbar scheinet, können wir doch nicht übergehen. Er will behaupten, daß man durch die benannte zweyte Farbe: Ex Silaceis Attico, und insgemein durch den Namen Sil bey Plinius nicht einen gelben Öker, sondern eine blaue Farbe verstehen müsse. Allein wie unrecht, werden wir bey der gelben Farbe zeigen. Wir sehen aber auch nicht

Blau, (*) welche doch zusammen nur verschiedene Arten unseres Bergblau oder einestheils auch unseres Eschblau gewesen zu seyn scheinen. Denn sie waren sandiger Natur, wurden aus Bergwerken geholet, oder doch aus aufgelöstem mit Sande vermengtem Kupfer bereitet, und theilten sich, wenn sie gerieben oder gewaschen wurden, in mehrere, blasser oder vollfarbige Sorten. Im Mangel anderer blauen Farben brauchte man diese obschon ein wenig schwere und sandige sowohl auf Tafeln als auf Gemäuer, und, um ihnen mehr Schönheit und Volle zu geben, kochte man sie immer zuvor im Waide. (**)

II. §.

Auf die Mauern zwar zu malen fieng man nach dem Berichte des Plinius allererst unter der Regierung des Kaisers Augustus an (***), oder es kam vielmehr dazumal wieder sehr in Gebrauch, was schon einige Jahrhun-

nicht ein, was man endlich gewinnen würde, wenn man bey jenen vier Farben eine blaue anstatt der gelben setzte? Es würde doch diese hernach samt der grünen noch gemangelt haben. Aber nein, sagt Demontiosus, „denn aus dem Weissen, Schwarzen, Rothen und Blauen kann man durch Mischung alle übrigen Farben hervorbringen,“. Wie aber doch? „Aus Roth und Schwarz“ (ist seine Antwort) erhält man ein Rothgelb, aus Roth und Blau ein Grün; aus Grün und Roth wird Gelb, und aus diesen wieder unzählige andere Farben,.. Wer nur einige Kenntniß der Farben hat, urtheile, oder versuche diese Mischungen, und bemerke zugleich, wie weit sich in dergleichen Umständen auch gelehrte Männer, ohne selbst Versuche anzustellen, oder sich mit verständigen Künstlern bekannt zu machen, verirren können.

(*) Plinius Lib. 33. Cap. 13. & Vitruvius de Architectura L. 7. cap. II.

(**) Plin. Lib. 33. cap. ult. Es heißt nur, daß das Blau in seinem Kraute gekochet wird: Tingitur autem omne (*caeruleum*); & in sua coquitur herba, bibitque succum. Dieses Kraut aber ist ohne Zweifel der Waid, von dem Plinius schon vorher (Lib. 22. cap. I.) etwas gesprochen hat. Wir werden davon unten etwas mehreres zu sagen haben.

(***) Plin. Lib. 35. cap. 10. Wenn man mit Berkelius (S. bey Winkelmann Monum. ant. ined. p. 92.) die Worte des Plinius zugleich von dem Anfange des hernach sehr gewöhnlichen Mauerbemalen verstehen soll. Wir werden unsere Meynung gleich mehr erklären.



hunderte fast ganz war unterlassen worden, (*) zu unseren Zeiten weis man diese Art zu malen ganz wohl zu schätzen; man sieht aller Orte in Europa die öffentlichen Gebäude besonders an den Gewölbern oder Decken mit dieser Gattung der Gemälde, und zwar öfter sehr künstlich, anmuthig und prächtig.

(*) Plinius müßte sich sonst an der eben angezogenen Stelle selbst widersprechen, nachdem er anderswo (*eodem Lib. cap. 3.*) erzählt hat, daß man zu Ardea und zu Lanuvium auf den Mauern verfallener Tempel noch zu seiner Zeit Bildnisse bewunderte, die vor Erbauung der Stadt gemalet worden. Wir verstehen derowegen jene Stelle vielmehr allein von dem Ursprung oder Aufkommen einer gewissen Gattung der Gemälde, die in Vorstellung angenehmer Gegenden und Aussichten, Lustschlößer oder Mayerhöfe, Fischereyen, Jagden und dergleichen, was uns Landschaften heißt, bestanden, und dazumal zuerst von einem gewissen Luidius mit angenehmer Abwechslung und Verschiedenheit meistens auf Mauern verfertigt worden sind. Man vernehme den Plinius selbst: Non fraudando & Ludio, Divi Augusti aetate, qui primus instituit amoenissimam parietum picturam, villas & porticus ac topiaria opera, lucos, nemora, colles, piscinas, euripos, amnes, litora, qualia quis optaret, varias ibi obambulantum species, aut navigantium, terraque villas adeuntium asellis aut vehiculis, jam' pescantes, &c. und weiter unten: Idemque subdialibus maritimas urbes pingere instituit. Auct Winkelmann, dessen Andenken uns jederzeit theuer seyn wird, legt diesem Luidius zur Last, daß er durch Erfindung und Einführung dieser Art der Gemälde, die das Aug einnehmen, ohne das Herz zu

bewegen, eine der vornehmsten Ursachen gewesen sey, daß die wahre Kunst, die in vortrefflichster Schilderung menschlicher Bildnisse und Geschichten bestund, eben zu des Augustus Zeiten so sehr verfallen ist. *S. Monumenti antichi ined. Trat. prelim. cap. 4.*

Daß aber doch auch das Mauerbemalen für sich selbst zu selber Zeit in gewissem Verstande etwas neues gewesen, beweiset jenes, daß Plinius gleich danach den Gebrauch der älteren Zeiten preiset, wo nur auf Tafeln gemalet wurden, die man wider Gefahren retten, und sonst nach Belieben übertragen konnte!

Man bemalte doch die gemauerten Wände bald hernach auch mit Bildern der Götter, und Helden und ganzen Geschichten, wie die entdeckten Neberbleibsel der zu Zeiten des Kaisers Titus verschütteten Städte Herkulanium, Pompeji und Stabia zu Genügen zeigen. (*S. Gli antichi monumenti d'Ercolano*) Von den dort ausgegrabenen Gemälden schreibt wieder Winkelmann der geübteste Alterthumskundige (eben dort pag. 91.) es sey sehr glaublich, daß sie größtentheils von Freygelassenen der ersten Kaiser gemalet worden, als die zu selben Zeiten insgemein der Römer Palläste und Lustschlößer auszumalen gebraucht wurden, wo vorher diese edelste Kunst nur von den ehrlichsten Bürgern geübt wurde, und diese Abänderung sey für dieselbe eine andere Ursache des Verfalls gewesen.

prächtig gezieret. (*) Man hat in den neuern Zeiten auch noch andere blaue Farben entdecket, die aber hieher nicht alle dienlich sind. Es ist bekannt, daß man, wenn auf Mauer zu malen ist, durchgehends solche Materialien wählen muß, denen der Kalk auch nach der Zeit nicht zu schaden, oder Lebhaftigkeit und Stärke zu benehmen vermag. Solche sind nun keineswegs, die aus dem Pflanzen- oder Thierreiche gezogen worden (**); es müssen Stein- und Mineral - oder doch wenigstens Erdfarben seyn. Von solcher Art sind unter den ißt bekannten blauen Farben fast nur der Ultramarin, der aber zu diesem Gebrauche viel zu hoch zu stehen kommen würde (***)) und die Schmalte, (****) derer vornehmlich zwei Arten sind,

F ei:

(*) Hier haben wir in dieser Gattung ein ungemein schätzbares Denkmaal an der Kuppel der prächtigen kaiserlichen Bibliothek von Le Grands vortrefflicher Kunst, und von jener des noch lebenden Guglielmo an den Decken der Hauptsäle in dem k. Lustschlosse zu Schönbrunn, und in dem Universitätsgebäude: einige Kirchen und Privatsäle geben des Herrn Maulbertsch Pinsel durch den ihm eigenen feurigen Ausdruck, und durch der Draperie artige Abwechslung und reizende Farbentöne, die in den späteren Werken auch mit einer ganz richtigen Zeichnung vereinbar sind, sehr leicht zu erkennen. Wie viele andere hätten wir noch anzuführen! Allein wir würden den Endzweck unsers gegenwärtigen Werkes zu weit verlassen.

(**) Man könnte also hier einwenden, wie doch die Alten ihr Blau, von dem wir oben gemeldet haben, auch auf Gemäuer haben brauchen können, wenn sie selbes mit Waide gefärbet haben; besonders da unser Bergblau, mit dem dasselbe wahrscheinlich eines gewesen ist, schon für sich selbst nach der Zeit ins Grünlichte zu ver-

schießen pfleget? Allein sie scheinen dafür gesorgt, und jedesmal mit Kreide über den Kalk einen Grund gelegt zu haben. Denn Plinius merket von einer zubereiteten Art jenes Blauen ausdrücklich an, daß es keinen Kalk leide, und nur auf Kreide gebraucht werde: Usus in creta, calcis impatiens. Lib. 33. cap. 13.

(***) In der Lebensgeschichte Johannis von Eyck (S. Academia artis pictoriae P. 2. L. 2.) dem man die Erfindung, die Farben mit Oel zu mischen, zu verdanken hat, wird von einem seiner an Figuren reichen Gemälde angekeret, daß dabey zu einem einzigen Mantel die Ultramarinfarbe 32 Ducaten gekostet habe.

(****) Die Schmalte, (sonst auch Schmelz, blaue Stärke, Schmelzgläser, Schmelzblau, Bleu d'émail, Smalte, Azur) wird fast nur in Sachsen und zwar aus Kobolt-oder Kobaldärze bereitet, das man erstlich durch vieles Rösten vom Arsenik befreyet, hernach zu seinem Pulver stößt, und dann mit drey- oder viermal so viel gleichfalls pulverisirten glasartigen Sande,

oder



eine hoch- oder vollfärige und eine bleiche, die man gewaschene oder geschlemmte Schmalte nennt. Beide sind standhaft, auch sogar in der freyen Luft. Die gemeine oder vollfärigte giebt manchmal an Schönheit auch dem Ultramarin nichts nach. Die blasse dient sehr wohl zum Grunde oder zur ersten Anlage, und sonst zu helleren Dingen und verschiedenen Mis- schungen.

III. §.

Insgemein geben doch diese zwei Farben zusammen noch nicht genug Verschiedenheit des Lichts und Schattens: es ist wenigstens ein Schwarz, um

oder reinen Kiesel und eben so viel Potasche vermischt, in irdenen Geschirren zu einem Glase schmelzt; welches man ferner, nachdem man es aus den in Wasser abgekühlten, und dann entzweygeschlagenen Krügen genommen hat, fein zerstößt, oder auf einer Farbenmühle mahlet, im Wasser durch vieles Herumtreiben von den Erdscheilen, die sich bald auf den Boden sezen, reinigt, endlich wieder trocknet, und in Tonnen zum Verschicken packet.

Man kann diese Farbe durch wiederholtes Schlemmen im Wasser in feinere und gröbere Sorten theilen. Die letzteren, die an Farbe immer voller sind, kommen von dem, was sich zuerst zum Boden sezt, jene aber von dem, was länger vermischt in dem Wasser schwimmet, und dann mit diesem zum zweyten- oder drittenmale abgegossen, und in ein anderes Gefäß übertragen werden kann. Ein ähnliches Waschen und Absondern haben wir oben auch von dem Bergblau aus Boetius de Voedt angeführt. Ja man verstand sich auch schon bey den alten Griechen (S. Theophrasti Lib. de Lap.) und bey den Rö-

mern sehr wohl darauf: Ex caeruleo, sind die Worte des Plinius (Lib. 33. cap. ult.) fit, quod vocatur lomentum; perficitur id lavando terendove: hoc est caeruleo candidius.

Man braucht die Schmalte ohne sie mehr auf einem Steine zu reiben; denn hiedurch würde sie von der hohen Farbe immer in eine blässere übergehen. Nun aber wird man wohl schließen können, was die bleiche oder gewaschene Schmalte seyn, die man sonst in Frankreich auch den gemeinen oder den holländischen Ultramarin (L'outremer commun, ou L'outremer d'Hollande) genennet hat; weil man sie nur aus Holland um nicht geringen Preis erhielt. S. Pomet Hist. Gen. des Drogues Par. 1. p. 170.

Man kann die Schmalte zu was immer für einer Malerey noch viel verschönern, wenn man sie in einem mit Weingeiste gefüllten, und wohl verstopften Glase durch 5. oder 6. Tage in die Sonne setzt, und täglich etlichemal untereinander schüttelt. Es wird sich hiedurch das Unreine, das noch darunter war, absondern, und zuerst auf den Boden sezen.

um dieselben zu vertiefen, und ein Weiß, um sie zu erhöhen, oder einigermassen auch zu mischen, nöthig. Es sollen diese zwei Farben oder äußersten Gränen wahrer, und besonders blauer Farben ebenfalls auf Mauern sehr standhaft, und also solche seyn, die vom Kalke nicht angegriffen werden. Die Griechen und Römer brauchten hiezu, wie uns Vitruvius (*) belehret, ein aus gebrannten Weinhefen bereitetes Schwarz. Felibien rät eben dieses an, sonst aber auch einige schwarzen Erden, die, wie er sagt, (**) in Deutschland gegraben werden. Fürs Weisse hingegen schlägt er einen gelöschten und dann wohl abgelegenen Kalk, oder ein aus zerstossenem weissen Marmor zu einer Farbe geriebenes Pulver vor. Gewiß ist, daß das Bleyweiss hier nicht statt habe; weil dasselbe auch sonst, wenn es nicht durch besondere Eigenschaften des Oels oder dergleichen Dinge, die es häften, verhindert wird, bald unrein und graulicht zu werden pfleget, und dieses, weil, wie die Chymiker die Sache erklären, das Bley, wovon das Bleyweiss durch Auflösung entstanden ist (***) von gewissen auch wohl in der Luft schwes-

F 2

(*) De Architect. Lib. 7. cap. 10. Vitruv setzt dort hinzu; je besser der Wein ist, wovon die Hefen entstanden, desto schöner werde die schwarze Farbe seyn; ja sie werde sogar der indischen nahe kommen.

(**) Des Principes de l'Architecture &c. Liv. 3. Chap. 4. Felibien will doch unter selben deutschen Erdarten (les Noirs de terre d'Allemagne) die colnische Erde nicht verstanden haben; weil selbe, wie er sagt, nicht ganz schwarz, sondern nur sehr dunkelrothbraun ist, und auf der Mauer gar ins Braunrothe zu verschießen pflegt. Bey anderen Arten der Malerey kann man doch aus dieser Erde, wenn man sie mit Frankfurterschwarz mischen will, das tiefste Schwarz erhalten. Aber eben diese letztere, auch für sich selbst ganz schwarze Farbe, die von Frankfurt, woher man sie erhält, den Namen hat, ist zu

unsren Zeiten jenes Schwarz, das auf Gemäuer vor allen andern, und fast allein gebraucht wird. Es kommt ziemlich wohlfeil, und hat gar kein Reiben nöthig; weil es im Wasser alsogleich von sich selbst in einen feinen Schlamm zerfällt. Sonst hat man wohl auch den in einem verschlossenen Topfe nochmal gebrannten Kiehnruß dazu angewandt.

(***) Dieses Bleyweiss (Cerussa. Blanc de plomb.) wird bey allen anderen Arten zu malen doch sehr viel und verschieden gebraucht. Die Alten und vornehmlich die Rhodier wußten selbes ebenfalls schon sehr wohl zu bereiten. Vitruvius (Lib. 7. cap. 12.) und Dioscorides (Lib. 5. cap. 103.) beschreiben diese Zubereitung fast mit folgenden Worten: man nimmt eine Bleyplatte, legt sie in einem irdenen Topfe über aufgehäuftes Rohr oder durre Binsen; gießt schar



benden Salzen wieder anfängt aufzuleben. Es verdirtbt etwa nach der Zeit wohl auch andere Farben, mit denen es im Gemälde einigerweise verbunden wird, und kommt vielleicht das Nachschwärzen der Fleischfarbe an so vielen Gemälden meistens von demselben. Es schadet sogar der lebendigen Haut, und der natürlichen Farbe des Angesichts, wenn man es öfters zur Schminke brauchet. Auf die Beständigkeit des Schieferweißen (Cerussa lota) kann man insgemein eben keine sichere Rechnung machen, weil es meistens gleichfalls ein Bleystof und vom Bleyleiß nur durch die Reine und die schieferartige Gestalt der Stücke unterschieden ist. Jenes doch, das vom Zinne bereitet wird, soll weder durch Feuer, noch durch eine Säure leichtlich können verändert werden, und also auch von der Zeit nichts zu befürchten haben.

IV. §.

scharfen Essig dazu; etwa bis an die Hälfte der Platte; man bedeckt alsdann das Geschirr, und verstopft es wohl. Nach etwa zehn Tagen kann man nachsehen: wenn das Bleyleiß schon um und um aufgelöst, und in Gestalt weißer Kreide auf den Boden gesunken ist, so gießt man den Essig ab, trocknet das Bleyleiß, zerstößt oder zermahlt es, und läßt es durch ein Sieb; das Zurückgebliebene zerstößt und siebt man wieder, und packt endlich alles nach Belieben. Man kann auch, sagt Dioscorides, die dünne Bleyleiste oben im Topfe also legen, daß sie von dem Essig gar nicht berühret wird; und sie wird dens noch von desselben Ausdünstungen fast eben so bald zernaget, und verändert werden.

Wie vormal das rhodische Bleyleiß vor andern angerühmt wurde; so ist zu unseren Zeiten das venetianische besonders bekannt, und wird in vielen Umständen vornehmlich wegen seiner Zärte und Leichtigkeit mit andern Farben zu verfleichen gewählt. Diese Eigenschaften ertheilt man demselben, wie man uns berichtet, dadurch, daß man es mit siedheissem Wasser überschüttet,

wohl abtreibt, und wieder auf den Boden setzen läßt. Man bereitet jetzt Bleyleiß an vielen Orten, und verfährt hierinn fast auf eine oder die andere von den angeführten Arten. Einige doch legen Bleyleispähne glatterdings in Essig, bis sie ganz aufgelöst sind. Felibien schreibt (Liv. 3. Chap. 6.) man hätte das Bleyleiß nur einzugraben, und würde sich selbes in der Erde in einigen Jahren in dünne Plättchen theilen, und sehr schönes Bleyleiß geben.

Man hat sonst noch eine Art von Bleyleiß oder Schieferweiß, das hier Kremserweiß, anderswo aber vielmehr Kremnizerweiß genannt, und zu verschiedenen Arten der Malerey gebraucht wird. Es übertrifft andere an Weiß, und dient darum sehr gut zu stärkeren Blicken oder das höchste Licht auszudrücken, und sonst die schimmernde Weißheit leinener Stoffe oder niedersächsischer Spitzen hervorzubringen: läßt sich aber nicht so gelind und flüssig an, wenn es mit andern Farben soll vermengt, oder sanft vertrieben werden.

IV. §.

Zum Theatermalen, wo die Farben insgemein fast eben wie auf gesmauerte Flächen mit in vielem Wasser aufgelöstem Lederleime zubereitet werden, dienen auch beynahe die nämlichen blauen Farben, sonderbar die beyden Schmalten. Nebst diesen wird doch der Indig zum tiefen Schatten, wie das Bleyweiß zum höheren Lichte, und beyde zu verschiedenen Mischungen auf ein eben mit Leimwasser und dann mit Stockkreide überzogenes Leintuch oder Holz vortheilhaft und fast sicher angewendet. Das Eschblau (*) kann in dieser Art der Malerey doch etwan auch einige Dienste thun.

F 3

V. §.

(*) Eschblau, oder, wie es andere nennen, Bergasche, Aschblau, blaue englische Asche (*Cendres bleues d'Angleterre*) wurde noch im vorigen Jahrhunderte sehr gebraucht; ist aber entweder durch den Ueberfluß der Schmalte oder durch den Tod derer, die es zu bereiten wußten, fast gänzlich ab- und in die Vergessenheit gekommen. In des D. Valentin Natur- und Materialienkammer (I. Th. 58. S.) wird gesagt, daß diese Farbe aus einem Steine, den man doch nicht bestimmt, bereitet wird. Pomet (*Hist. des Drog. Par. 3. pag. 103.*) schreibt, es würde dieselbe aus England, und in noch größerer Menge von Danzig nach Frankreich gebracht; es wäre ihm aber nicht möglich gewesen zu erfahren, ob es eine Composition oder sonst etwas anderes sey. Wir wollen doch ratthen: man hielt geheim, woher diese Farbe entstehe: ein Bergwerk wäre doch kein Geheimniß; sie ist beynebens eine Art von Asche; und also ohne Zweifel ein künstliches Blau. Aber desselben Zubereitung? — — Auch hievon darf man muthemassen; und wir wollen unsere Meynung erklären: es kommt diese Farbe dem äußerlichen Anssehen nach, dem Berg- oder Kupferblau na-

he; und ist bald blau, bald aber vielmehr grün, oder grünlichtblau; darum wir auch zuweilen *Les Cendres bleues & vertes d'Angleterre* bey Castell und Pomet lesen: dieses verrät aber ein Kupfer, das auch in Bergwerken bald eine grüne, bald eine blaue Farbe annimmt, wenn es aufgelöst, oder verrostet, und præcipitiret ist. Und wenn Boetius de Boodt (*Gemmarum & Lap. Hist. Lugd. Bat. pag. 293.*) erzählt, daß er in seinem Mineralienkabinet ein Stück von præcipitirtem Kupfer besitze, das die eine Hälfte ein Berggrün, die andere ein Bergblau ist, sagt er eben nichts seltenes: in hiesigen Sammlungen sieht man derselben verschiedene, und wir können ein und anderes selbsten zeigen. Nun aber beschreibt uns Vitruvius (*de Archit. L. 7. c. 11.*) wie das ägyptische Blau, dessen Erfindung man in den Jahrbüchern der Könige angerühmet hat, aus Kupfer bereitet wurde, mit diesen Worten: man zerstößt reinen Sand mit dem weisesten und reinsten Salpeter zusammen ganz fein wie Mehl; alsdenn mischet man Kupferseilspähne darunter, befeuchtet die ganze Masse mit Wasser und drückt sie mit den Händen zu Ballen; diese läßt man gemach durch und durch trocken werden;



V. §.

Wenn aber irgend in einer Art zu malen standhafte Farben erfodert werden, so ist es gewiß in der kostbaren Schmelzarbeit und Emailmalerey: denn bey dieser haben dieselben immer noch, wenn sie schon aufgetragen sind, ein sehr häftiges Feuer, zu zwey - drey - und auch mehrmalen auszuhalten: sie sollen aber denn auch allem, was andere Gemälde, wenigstens nach langer Zeit, verderben kann, trozen, und ihren unversehrten Glanz und die Kunst unserer Seiten auch der spätesten Nachwelt zeigen (*).

Die

den; hernach legt man sie in einen irdenen Topf, und setzt diesen in ein häftiges Feuer eines Ofens. Dadurch wird das Aerz und der Sand miteinander zu einer blauen Farbe. Wir müssen hiebey anmerken: weil es nicht gewiß ist, ob die Alten durch das Wort Nitrum eben das, was wir, den Salpeter nämlich, verstanden haben, so müßten Chymiker, die für das Publicum den Versuch anstellen wollten, auch andere Salze versuchen, sonderbar ein alkalisches; weil einige Naturkundigen der Meynung sind, daß das Nitrum der Alten ein mit Erde vermischt alkalisches Salz (Alkali minerale), wovon glaublich auch der Borrax kommt, gewesen sey. Es wird aber doch Kupfer von jedem Salze leicht aufgelöst.

Wir müssen hier nicht übergehen, was Sandrart (*Academia artis pict.* P. 2, L. 3. pag. 202.) erzählt, daß man vor zwey oder drey hundert Jahren in den ungarischen Bergstädten eine ungemein schöne blaue Farbe aus einer gewissen Asche bereitet hat: *Quamvis enim, antequam Turcae Hungariam oceupassent, in montanis istius regni e cinere quodam color caeruleus pulcherrimus parari sit solitus.* Hie von urtheile nun jeder, was er will.

(*) Wie Felibien behauptet, (*Des Principes de l'Arbit.* L. 3. c. 10.) ist die eigentliche oder undurchsichtige Emailmalerey in Frankreich zuerst um das Jahr 1632. aufgekommen: die durchsichtige, eine Art von Glasmalerey, war früher bekannt. Von dieser, wie auch von der Wachsmalerey und sonst noch von einigen alten und neuen Arten zu malen, behalten wir uns vor, bey einer anderen Farbe zu handeln. Man emailliret meistens auf Gold, sonst auch auf Kupfer: Silber aber ist hiebey nicht leicht zu gebrauchen, weil es im Feuer gemeinlich selbst eher als die aufgetragenen Emailfarben schmilzt. Das rohe, weiße Email, den Grund zu allem übrigen, liefert insgemein Veneditig auch allen französischen Künstlern. Es ist eine glasartige, leicht schmelzbare Composition vielleicht aus seinem mit calcinirtem Borrax, reinem Salpeter und einem Bleyleim zusammengeschmolzenen und denn zerriebenen Glase. Man bereitet die Emailfarben zum Auftragen mit durch gelinde Wärme verdicktem Spikkle, das doch durch Aussödung bey einer gemäßigten Hitze wieder ganz muß abgetrieben werden, bevor man die emaillirte Platte in das Feuer setzt.

Die Erfahrung lehret, daß im starken Feuer keine anderen Farben ihre Lebhaftigkeit und Schönheit besser erhalten, als die aus dem Kalke der Metalle gezogen sind. Eine blaue Farbe giebt sonst das Kupfer, wenn es entweder im Schooße der Erde selbsten durch saure Flüsse oder Dünste aufgelöst, und präcipitiret, oder durch Kunst auf eine ähnliche Art im Feuer verändert wird; wie wir unlängst angemerkt haben. Allein man kann auf die Beständigkeit dieser Farbe nicht bauen, die immer sonderbar leicht ins Grüne wechselt. Das aus geröstetem und sonst mit Sande geschmolzenem Kobald bereitete Blau, die Schmalte, ist diesfalls viel dauerhafter, ja fast ganz unveränderlich. Man brauchet es auch in der That am allermeisten und fast allein. Aber es hat doch dabey nicht alle Eigenschaften, die man wünschet: es ist eigentlich eine Art Glases; und läßt sich denn auch im Gebrauche, wenn es schon aufs feinste zerrieben ist, immer glasartig an: man erhält sehr schwer, daß es mit dem Oele eine geraume Zeit wohl vermengt bleibt, noch schwerer aber, daß es mit demselben aus dem Pinsel fließet. Man kann daher wohl damit durch gähe Drücke des überladenen Pinsels etwas größere Flächen einformig bemalen; aber wenn Linien zu ziehen sind, fährt man insgemein mit einem zugespitzten Hölzchen besser als mit dem Pinsel, an dessen Haaren die spitzigen Glastheilchen vielmehr hangen bleiben. Allein auf solche Art gemachte Linien, und dann auch Strichchen oder Punkte, werden wohl etwa bey dem gemeinen, nur blau bemalten Porcellan, nicht aber bey den zätesten Emailgemälden genugsame Feinheit haben. Einige rathen dorowegen zu den letzteren vielmehr den Ultramarin zu nehmen; aber sie treffen es keineswegs besser: der Lasurstein, woraus die Ultramarinfarbe bereitet wird, widersteht zwar einem mäßigen Feuer; ja seine Farbe wird auch noch mehr erhöhet, wenn er, nachdem er in einem solchen Feuer geglühet hat, in Essig abgelöscht wird. Allein wenn man die Hitze bis zum Calciniren verstärket, oder wenn man ihn zerrieben bey dem Emailliren mit dem gewöhnlichen Flusse schmelzen will, wird er bald grünlich, und endlich auch braun und erdfarben. (*) Es ist

(*) S. Kronstetts Versuch einer neuen Mineralogie 109. §. und D. Arclais de Mon-

tamy Abhandlung von Farben zum Porcellans- und Emailmalen. 6. Cap.



ist derowegen immer eine aus Kobald gezogene Farbe vorzuziehen. Man verführt das Kobaldärz aus den Bergwerken nicht nur in der Gestalt einer blauen Farbe, auf die oben erwähnte Art geschmolzen, sondern auch unter dem Namen des Zaphers, Saffra, Safer, Zaffera, Safre, (*) nur nach wiederholtem Rösten zerrieben, und mit dreymal so viel zermahlenem Kiesel vermenget, und endlich unter eben demselben Namen auch geröstet allein, ohne Vermischung mit Kiesel oder Sande. Der calcinirte Kobald von dieser letztern Art lässt sich sehr fein zerreiben, und ist nicht schwerer als andere Emailfarben aufzutragen: doch sieht er nur grau oder schwärzlich aus, und erhält erst im Schmelzen mit dem Flusse die blaue Farbe. Sollte aber etwa seine erste Gestalt den Künstler im Malen zuviel irre machen, so müßte man entweder dem damit zu vermengenden Flusse mit einigen Tropfen von im Wasser aufgelösten Berlinerblau oder Indig, die im Feuer gleich ansangs wieder verzehret werden, eine Farbe geben, oder aber aus dem Kobald nach Montamys Vorschrift ein blaues Salz zu ziehen suchen (**)

Die-

(*) Wallerius Min. Anh. 559. S. Hübsner Handlungs-Lex. Tit. Blauwerke, und andere nennen diese Farbe immer Safflor; welcher Name der Blüthe einer Pflanze eigen ist, die sonst auch Flor, Saffransflor oder Flor-saffran, ben. Hrn v. Linne Carthamus tinctorius, ben. Tournefort Saffran batard heiszet, und von den Seidenfärbern zu zart- und hochrothen Farben gebrauchet wird: wovon wir an seinem Orte etwas mehrers melden werden.

(**) Sein sehr weitläufiger Procesz enthält wesentlich dieses; man legt guten nicht calcinirten Kobald in Salpetergeist, der mit 2 Dritttheile Wassers vermenget ist, und lässt ihn durch einige Tage, etwa auch an einem warmen Orte stehen: wobei sich das mit dem benannten Geiste gemischte Wasser ganz roth färben muss. Dieses giebt man denn in eine porcellanene Schale ab,

und menget etwas von sehr reinem und weissem Meersalze darunter, (etwa zu 8 Quintchen Wassers, 2 Quintchen Salzes.) Damit sich dieses wohl auflöse, treibt man es mit einem länglichen Stückchen Glases herum; nachdem es einige Stunden gestanden, sondert man die Auflösung von dem Unnützen, das sich auf den Boden gesetzt, und lässt sie in der Schale auf sehr heißer Asche ausdünsten. Wenn sie dick zu werden anfängt, soll sie sich grün, und endlich als ein blaues Salz zeigen. Von diesem muß der Salpetergeist noch immer ausdünsten: man muß es, damit es sich nicht an die Schale anhende, fleißig bewegen, sich dabei aber wider die sehr schädlichen Dünste wohl bewahren. Das trockne Salz hat man hernach öfter, durch ein und andern Tag in die feuchte Luft zu setzen, oder ein wenig anzufeuchten, wo es jedesmal roth, aber auf der warmen Asche immer wieder blau wird. Wann man endlich

bey

dieser ißt benannte Chymiker versichert auch, daß ein gewisses Lasurblau, das man sonst Silberblau zu nennen pflegt, (*) bey dieser Art der Malerey eben sehr wohl dienen könne.

VII. §.

Was aber zum Porcellanmalen für blaue Farben tauglich sind, haben wir nun schon nicht mehr zu sagen. Man hat in den Fabriken dieser kostbaren Geschirre ohnehin genugsame Kenntniß der nothigen Farben, und über dies noch Geheimnisse, denen wir nicht nachzuspüren haben.

Zu dem unächten oder Halbporcellan (**) wird die Saffra von einer oder der andern Art gebrauchet. Die, welche mit pulversirtem Sande vermischt, und, da sie in Tonnen gepackt wurde, durch und durch angefeuchtet worden, ist gemeinlich eine steinharte Masse, und wird auch

G zu

bey dem Erwärmen keinen Salpeterdunst auch in der Nähe mehr fühlet, kann man zuerst im Kleinen versuchen, ob es das Aussüszen leide, ohne daß sich das etlichemal einen Zoll hoch darüber gegossene und allzeit eine Viertelstunde darauf stehende Wasser davon färbe. Nach dieser Aussüßung wird die Farbe endlich in einem porcellanenen Löffchen auf einer Glut wohl getrocknet; bey dem Gebrauche aber jedesmal mit zwey- oder dreymal soviel Flusse vermenget.

(*) De Montamy hält dafür, daß dieses Blau den Namen Silberblau unrecht führe, und, ob es schon sehr theuer verkauft wird, doch keineswegs aus Silber, sondern eben auch aus Kobald mit mehrerem Fleisse verfertigt werde. Nach andern Beschreibungen doch wird Kupfer und nebst einigen andern Dingen, die das Kupfer auflösen pflegen, auch legirtes Silber

dazu gebrauchet. S. Kronstetts Versuche. 27. Mineralogie. 109. §. Und eines Unbenannten sehr geheim gehaltene —— Kunststücke ditztau 1768. Tit. Blau aus Silber. Durch den Namen Lasur- oder Asurblau, den D' Arclais jenem Blau lieber beylegen möchte, hat man in vorigen Zeiten eine andere blaue Farbe verstanden, die aus dem deutschen Lasursteine, der im Feuer nicht aushält (Lapis Lazuli non fixus) eben wie aus dem orientalischen der Ultramarin, bereitet wurde. S. D. Valentins Natur- und Materialienkammer II. §.

(**) Diese Gattung führt hier durchgehends den Namen des hollitscher Geschirres von der bey dem bekannten kaiserlichen Lustschloße in Ungarn angelegten Fabrik, wo es sehr häufig und schön verfertiget wird.



zu geringeren Töpferwerken, als Dosen und dergleichen vortheilhaft angewendet.

VII. §.

Zu den Theilen, die bey allen diesen Schmelzmalereyen im höchsten Lichte oder weiß erscheinen sollen, wird der weiße Grund gespart. Ein vom Zinn, das mit reinem Meersalze calciniret worden, bereitetes Schieferweiß würde doch in vielen Umständen noch bessere Wirkung thun; weil man damit das Gemälde einigermassen nach Art der Oelmalerey behandeln, und den Theilen, die sich besonders erheben sollen, ein viel kräftigeres Licht geben könnte.

Zu dem tiefesten Schatten oder dem Schwarzen rätlibien den schwarzen Glasurstein (Perigueux) zu nehmen. Andere bedienen sich hiezu lieber des Braunsteins (Magnesie) einer Art eines wilden Eisenärzes. Man kann auch sonst aus Eisen eine schwarze, wie eine braune Farbe ziehen.

VIII. §.

Zu den Schmelzarbeiten kann man auch die künstlich gefärbten Steine zählen. Um den Saphir (damit wir gegenwärtig bey der blauen Farbe bleiben) nachzuahmen, hat man 8 oder 10 Loth Bergkrystall und einen dritten Theil Salpeter mit noch wenigerem calcinirten Borax und etwa 2 Gran gebranntes Kupfer oder Kupferasche (Aes ustum) in einem Kalk-Glas- oder Porcellanofen zusammen zu schmelzen, und durch ein langwieriges Feuer zu kochen (*). Zu dem gemeinen blauen Glase wird auf den Glashütten die Schmalte oder der Safer eingeschmelzt.

IX. §.

(*) Anstatt des Krystalls kann man Krystallglas, ja wohl auch reine Feuersteine oder weiße Kiesel nehmen, dieselben einigemale im Feuer glühend machen, und immer wieder im kalten Wasser ablöschen, um sie mürbe zu machen, alsdenn zu einem Pulver reiben, und noch mehr durch wie-

derholtes Waschen reinigen. Der Borax muss zuvor, wo nicht calcinirt, doch durch ein- oder zweimaliges Aufkochen bey einem Feuer gedämpft seyn; weil er sonst durch gar zu häftiges Aufbrausen den Töpf zer sprengen würde. Dieser muss mit einem Deckel bewahret, und die Fügung

IX. §.

So schwer und ängstlich das Emailmalen ist, theils wegen der seltenen dazu tüchtigen Farben und der erfoderten äußersten Feine, theils wegen der staten Gefahr, im Feuer durch verschiedene Zufälle alles verdorben zu sehen, so leicht, so sicher und angenehm ist im Gegentheile die Pastellmalerey. Die Farben sind größtentheils Erdfarben, die uns die Natur vor andern freygebig darbietet; die Stelle der Tafel und des ganzen Gründes vertritt ein blosses Papier (*). Die Art die Farben darauf zu tragen ist fast spielend, bequem und schnell, ohne Flüß und ohne Pinsel, insgesemn nur mit Hülfe des kleinsten Fingers. Dieser verbreitet Licht und Schatten, mäßigt die Widerscheine, dämpft, oder erhöhet alle übrigen Farben, und verbindet die verschiedenen Tinten durch übereinstimmende Halbtinten und fast unvermerkliche Uebergänge ungemein sanft. Nur Schade, daß wir solchen Gemälden nicht auch eine sichere Dauer auf spätere Zeiten zu ertheilen wissen! Aber nun zu den Farben, die wir vielleicht zu viel aus den Augen gelassen, wieder zurück zu kommen: von den blauen dient hier sonderbar das Berlinerblau (**), welches mit Bleiweiß verschieden gemischt wird,

G 2

etwan auch mit Thone verstrichen seyn; wobey doch irgendwo der Lust eine kleine Deffnung soll gelassen werden. Die hessischen Schmelztiegel sind bey dieser Farbe den hafnerzellischen vorzuziehen, weil die letztern etwas eisenhältig sind, und daher gemeinlich von sich selbst gelblich färben, folglich das, was blau werden soll, grünlich machen. Man kann den Topf durch 4, 5, oder auch mehr Tage im Feuer lassen. Wallerius und de Montamy schreiben anstatt des gebrannten Kupfers, das der Masse die Farbe giebt, einige Gran Schmalte oder gerösteten Kobald vor; welches wir doch selbst nicht versucht haben.

(*) Insgemein wird blaues oder blauliches Papier genommen, besonders bey Bildnis-

sen; weil dasselbe zu einem zarten Schatten des Nackten einen vortheilhaftesten Grund oder vielmehr einen Theil der Farbe reicht. Damit die Farben leichter und besser daran haften, soll es nicht sehr stark geleimet, und darum ein wenig rauh zu fühlen seyn. Zu den Pastelen oder Farbenstängchen, die man aber in Materialgewölben auch schon bereitet haben kann, mischet man die zu seinem Pulver geriebenen Farben mit Milch, oder auch nur mit Wasser, gar selten und ungemein sparsam mit aufgelöstem arabischen Gummi. Aus dem davon entstehenden Teige gestaltet man die beydersseits zugespitzten Stängchen, und läßt sie zum Gebrauche trocknen.

(**) Das Berlinerblau oder Preußisch-blau eine unvergleichliche Erfindung abermal



wird, um lebhaftere und helle oder auch blasse blaue Farben hervorzubringen. Es läßt sich doch bey dieser Art zu malen auch das Bergblau brauschen, besonders wenn es mit einer andern Farbe, die geringer oder weniger sandartig ist, vermenget wird, und fällt vornehmlich mit Berlinerblau vereinigt ungemein schön und anmuthig aus. Zum tiefen Schatten bedient man sich vorzüglich der so genannten schwarzen Kreide, sonst wohl auch des Frankfurterschwarzes, und manchmal des Rhienrusses, der durch langes Glühen in einem glasirten Topfe reiner und zarter geworden ist.

VIII. Ab-

Unser Deutschlandes und unsers Jahrhunderts, und zwar, wie man erzählt, eines gewissen Chymikers Diesbach, wird aus geröstetem Ochsenblut, Weinstein oder Potasche, Alraun und Eissenvitriol, zuweilen auch mit einigem Zusage von Coccinelln, bereitet. Man versiertiget dasselbe igt verschiedentlich und überflüssig auch zu Wien. Die eigentliche Zubereitung ist schon kein Geheimniß mehr: wir werden dieselbe samt jener des Silberblau genauer zu beschreiben, bey einer andern Farbenclasse, s. B. dem Feuerblau, Gelegenheit nehmen.

Man kann mit dieser Farbe allein, und wie sie, ohne fernere Zubereitung in unrichtigen Stücken ist, auf französischem oder holländischem Regalpapier die artigsten Landschaften, und dergleichen Stücke machen; man sparet zum hohen Lichte den weißen Grund; ob man sich schon auch, besonders bey kleinen gäh zu erhebenden Flächen, und sonst zur Mischung, des Bleyweißes bedienen kann. Den stärksten Schatten drückt man mit der schwarzen Kreide aus.

Solche gewissermassen einfärbige Gemälde (Monochromata) pflegten auch die Alten zuweiz

len zu machen, und Zeuxis zwar malte vergleichbare Stücke allein mit einer weißen Farbe: Pinxit, sagt von ihm Plinius (Lib. 35. cap. 10.) & monochromata ex albo, ohne Zweifel auf einem schwarzen oder sonst sehr dunkeln Grunde. Andere aber nach ihm wählten hiezu vielmehr eine rothe Farbe, und zwar den Zinnober, wie wieder Plinius erzählt. (Lib. 35. cap. 7.) Wovon auch die vier ersten Gemälde unter den herculanischen (Le Pitture antiche di Ercolano Tom. I. Tab. 1 — 4.) ein Beweis sind. Man bemerkte doch nach der Zeit, daß ein solches Roth zu diesem Gebrauche gar zu lebhaft und blendend ist, „nimis acre existimatur; man verfiel darum auf ein matteres und sich etwa ins Braune, neigendes Roth, „ideo transiere ad rubricam & Sinopidem. (Plin. ibidem.) In den neueren Zeiten werden solche Gemälde fast immer mit Blau gemacht, besonders nach der Entdeckung des Berlinerblau, das auch in der Delmaleren, wie wir bald mit mehrern erklären werden, aussnehmend sanft und angenehm läßt.

VIII. Abschnitt.

Farbenstoffe und ihre Anwendung, um die Schattierung von blauen Farben auch in der Delmalerey hervorzu bringen.

I. §.

Wo sich die Pastelmaleren fast allein mit Bildnissen beschäftiget, hat entgegen die Delmaleren, diese glücklichste Erfindung, wodurch die Maler unserer Zeiten so vielfältige Vortheile vor den Alten haben, nicht nur einzelne Bildnisse, sondern auch vornehmlich zusammengesetzte Vorstellungen, als Geschichten Feldschlachten und Seegeschäfte zu ihrem Gegenstande; sie stellet beynebens ruhige Aussichten und Landschaften, Thier-Geflügel-Blumen-und Früchtenstücke und was sonst immer unsere Augen angenehm beschäftigen, oder auch auf unseren Geist einen sonderbaren Eindruck machen kann, mit der anmutigsten Gelindigkeit und doch zugleich mit einer wunderbaren Kraft und bezauberenden Wahrheit vor. Was aber den Werth dieser Art zu malen noch mehr erhebt, ist, daß derselben Werke aller Feuchte und vielen andern Anfällen eines langsamem Verderbnisses auch in die Jahrhunderte glücklich widerstehen; wenn sie nur nicht einen einheimischen Feind, wir wollen sagen, unvereinbarliche und einander schädliche, oder doch für sich ganz unbeständige Farben enthalten. Wie sehr ist daher zu wünschen, daß bei Gemälden, die vermög ihrer übrigen Eigenschaften auf die spätere Nachwelt zu kommen verdienen, auch die Farben mit aller möglichen Vorsicht gewählt werden.

Man kann den Malern der zwey oder drey letzten verflossenen Jahrhunderte, wo die schönen Künste wieder aufblüheten, nicht absprechen, daß sie auch hierauf ein sorgfältiges Aug gewendet haben. Sie hatten kaum andere blaue Farben, als das Bergblau, den Ultramarin und später die



Schmalte (*). Die erste ist fast blaß, und gehet nach der Zeit gemeinlich ins Meergrüne über. Dieses wußten sie, und wählten darum, nach verschiedenen Versuchen, um diese Farbe zu häften, anstatt des Leinöls, welches man in denselben Zeiten zu den übrigen Farben brauchte, das Steinsöl (**). Die zweyte war immer sehr kostbar; und dennoch haben sie sich derselben, auch zur Oelmalerey, nicht gar selten bedienet (***)¹. Die dritte endlich war wohlfeil, vollfarbig und dauerhaft, aber im Oele, wie wir schon oben gemeldet haben, widerspannig, und fast unbezwinglich. Sie

liez

(*) Von einem blauen Lack geschieht doch auch in einigen Schriften Meldung; nach verer Berichte derselbe aus Indig bereitet worden, vielleicht auf eine jener ähnliche Art, die wir unten von Fertigung des feineren Berlinerblau anführen werden. Es scheint, daß dieser Lack eben von dem letztern Blau, als man es erfand, so sehr verdrungen worden, daß man ihn kaum mehr desselben Namen kennet.

(**) Voet. von Boddt schreibt davon: Qui (*Pictores*) ut color ipsius aetate non mutetur, illi non lini oleum, sed petroleum addunt. Gem. & Lap. Hist. cap. CXLIV. pag. 295. Es erhellet aus dieser Stelle, und aus dem, was Sandrat in der Lebensgeschicht Johannis von Eyck von der Oelmalerey erinnert, daß man zu Anfange dieser vortrefflichen Entdeckung, oder auch noch längere Zeit hernach, die Farben nur mit Leinöl, das doch etwa besonders gereinigt wurde, bereitet habe. Man hat ohne Zweifel nach der Zeit gefunden, daß es weiße Farben bald gelblicht, blaue aber, und selbst den Ultramarin grünlicht mache; und hat daher eben derselbe von Boddt schon eingerathen (pag. 291.) man solle zu dieser kostbaren Farbe entwe-

der Terpentineist oder Nussöl nehmen. Fe libien hat zu derselben, und zu der Schmalte ebenfalls Terpentinöl oder auch etwas wenig von Spicöl, das noch besser trocknet, vorgeschlagen. (*Principes de la peinture* L. 3. c. 6.) Die heutigen italienischen Maler brauchen durchgehends das Nussöl, unsere Deutschen das Mohnöl, welches vielleicht in Welschland selten, bey uns aber genug, und leicht, besonders aus Böhmen und Mähren zu haben ist. Welches doch eigentlich besser diene, lassen wir Künstlern, die etwa beyde vorlängst versuchet, und ihre Wirkungen auch nach der Zeit bemerket haben, zu entscheiden über. Beyde sind, was man vorzüglich verlanget, sehr zart und weiß, oder vielmehr ohne alle Farbe; sie trocknen doch nicht leicht, besonders mit dem Berlinerblau; darum man immer unter dem Malen selbst, etwas wenig von einem Firnisse beysezten muß; wovon doch wieder das Bleiweiß auszunehmen, welches ohnehin leichter trocknet, und sich mit Firnissen ganz und gar nicht verträgt.

(***) Dieses beweisen ihre Gemälde. S. auch de Boddt pag. 291. und D. Valentin Natur- u. Materialienkammer. I. Th. 10. §. 58. S.

ließen sich doch keine Mühe zu sauer werden, dieselbe in ihren Gemälden anzzuwenden (*). Man weis, daß einige sogar darauf verfallen sind, die Flächen, die sie blau bemalen wollten, mit einem Firnisse zu bestreichen, und sein zerriebene Schmalte, die im Oele fast wie im Schmelzen wieder eine hohe Farbe erhält, durch ein enges Sieb darauf zu schütteln, und dann erst gegen Licht und Schatten mit andern Farben zu verreiben.

II. §.

In unserm Jahrhunderte herrschet bey dieser vorzüglichsten Art zu malen durchgehends das Berlinerblau (**). Freylich kann man nichts sanfteres, nichts geselligeres finden, als diese Farbe: sie zerfliesset fast von sich selbst bey dem Reiben; sie ist ungemein weichlich und zart im Gebrauche; sie

(*) S. Pomet Hist. des Drog. Parte I. pag. 170.

(**) Zum Gebrauche der Maler dienen von diesem Blau fast nur sehr feine Sorten. Die Kunst, solche aus der gemeinen, die meistens Deutschland lieferte, zu bereiten, war bisher fast allein französischen Chymikern und Künstlern bekannt; daher die Namen Pariser- und Straßburgerblau. Nun aber ist es auch für Deutschland kein Geheimniß mehr. Man löset das gemeine Berlinerblau in distillirtem weißen Vitrioldöl auf; gießt hernach frisches Wasser dazu; wodurch die Farbe in Gestalt eines sehr zarten Pulvers auf den Boden fällt. Man gießt alsdenn das Oel mit dem Wasser ab; die Farbe aber, um sie aufzusüßen, oder gänzlich von dem scharfen Oele zu reinigen, vermengt man ein- und andermal mit frischem Wasser, und gießt solches, wenn sich die Farbe gesetzt hat, jedesmal wieder ab: endlich läßt man dieselbe an der Luft gelinde trocknen.

Eine blaue, zur Schilderung des Gewägers dienliche Ingenieursfarbe, wovon wir im dritten Abschn. gemeldet haben, aus feinem Berlinerblau zu bereiten, fällt fast auf das nämliche aus. Auf einem Rethsteine etwa von Achat oder Glase zerreibt man die Farbe erstlich zu einem feinen Pulver, befeuchtet sie alsdann mit etlichen Tropfen Vitrioldöls, und reibt sie ferner: hernach gießt man auch Wasser dazu, um sie noch feiner reiben zu können. Diese Farbe lässt sich eben wie chinesische Dinte verlössen. Einige nehmen zur Auflösung anstatt des Vitrioldöls den Salpetergeist oder auch den gemeineren Salzgeist. Es ist sehr rathsam, die Farbe zulezt von diesen beißenden Salzen, durch Aufsäußen, oder durch ein- und andermal aufgegossenes und wieder abgegossenes Wasser zu befreien, und denn erst mit aufgeldstem arabischen Gummi oder dergleichen zu vermengen.



sie läßt sich mit Bleyweiß durch alle Stufen des Lichts erhöhen, und fällt dabei fast immer lieblicher aus; sie hat im Dole mit nur wenigem Bleyweisse vermenget eine erhabene Völle, ohne alle Vermischung eines Weissen aber eine Tiefe, die einem jeden Schwarzen den Vorzug streitig macht. Aber wenn von der Dauer die Frage ist, o da würde es schwer halten, auch nur etwa auf ein halbes Jahrhundert sich für dieselbe zu verbürgen; besonders, wo sie mit verschiedenen andern Farben vereinbaret wird; wie zuweilen von jüngeren Malern bey den Halbschatten des Nackten geschieht. Wir haben Bilderisse von dieser Art gesehen, die schon nach einem paar Jahre recht häßlich waren.

Was ist also für ein Rath? Der unsere wäre, eine standhaftere Farbe, und zwar den theuren Ultramarin zu Hülfe zu nehmen. Maler von einer sehr niederen Classe werden darüber stützen: aber dieser Rath ist auch nicht für sie; es würde zu bedauern seyn, wenn ihre Werke sehr dauerhaft wären. Wir wollen diesen Vorschlag nicht einmal besseren Künstlern, in Absicht auf jene Gemälde gemacht haben, für die sie nur ganz gering belohnet werden: wir würden von ihnen einen unbilligen Aufwand fordern, der auch andererseits mit dem geringen Fleisse, den sie auf ein solches Stück verwenden können, nicht übereinstimmen würde. Wir reden also nur zu Malern, welche vollkommen im Stande sind, Werke zu ververtigen, die, wo nicht durchgehends ixt (weil man doch gemeinlich das Gegenwärtige geringer schätzt) doch gewiß in späteren Zeiten, wenn sie unversehrt dahin gelangen, eine nicht gemeine Bewunderung erwecken werden; und sind wohl Genies von dieser Art unter Deutschen so gar selten? Man darf nur die Geschichten der deutschen Maler bey Sandrart (*) und Hrn. von Hagedorn (**), oder auch bey Hrn. Fuesli (***) durchsehen. Was für eine merkliche Zahl machen nicht, besonders unter den hagedornischen, auch nur diejenigen aus, die Wien besessen hat? Welche Ehre ließen nicht Ausländer

(*) Academia artis pict.

(**) Eclaircissemens historiques sur la Peinture.

(***) Geschichte der besten Maler in der Schweiz. Item Leben der deutschen Maler Rungendas und Kupeckli.

länder unserm Droger, Unterberger, Seybold und Mentens (damit wir nur die jüngst verstorbenen nennen) noch zu ihrer Lebenszeit widerfahren? Und wie Schade wäre es, wenn die unter Anleitung des letztern künstlichst geschilderten Feierlichkeiten, die Wien unter der einzigen gesegnetsten Regierung gesehen hat, wenn alle die sinnreich historirten, vortrefflichsten Bildnisse der allerdurchlauchtigsten Familie, und dergleichen auserlesene Stücke, die durch weiseste Verordnung und großmuthigste Freygebigkeit unserer Monarchinn zu Stande gekommen sind, aus Mangel standhafter Farben etwa nach wenigen Jahren verderben sollten! Wir trauen denen, die sie versiertiget haben, mehr Einsicht und Sorgfalt zu: allein hier ist keine Vorsicht zu viel; da auch die Gemälde einiger sehr berühmten Farbengeber von jetzt verflossenen Jahrhunderten aus Verschiebung der Farben nicht mehr jene Wahrheit, jene Aehnlichkeit mit der schönen Natur zeigen, wegen der sie zu ihren Zeiten so hoch geschähet wurden.

Zur blauen Farbe also (denn gegenwärtig schränken wir uns allein auf diese ein) rathen wir, bey der Draperie, oder Bekleidung der Figuren, den Ultramarin, und zwar den vom orientalischen Lapislazuli bereiteten (*) zu Hilfe zu nehmen. Wir sagen, zu Hilfe, nicht für sich allein; welches wir freylich vergebens rathen würden. Verständige Maler sehen, ohne Zweifel, schon ein, was wir wollen. Sie pflegen, wenn sie ein Gewand mit Berlinerblau entworfen, auch mit Licht und Schatten gehörig und nachdrücklich unterschieden haben, dasselbe, um etwa einen blauen Sammt vorzustellen, noch einmal mit eben demselben Blau durchgehends, doch nur sehr gelind zu überziehen. Man nennt diese Arbeit glasiren; sie war auch den Alten nicht unbekannt, wie Plinius bezeuget (**) und Boetius von

H

Boott

(*) Dieser behält seine Farbe in gemeinem Feuer; worin entgegen der europäische bald grünlich wird. Die aus jenem bereitete Farbe ist eben auch viel dauerhafter, als die aus dem letztern. Man prüft sie durch das Feuer; indem man eine kleine Dose davon auf glühende Kohlen setzt.

(**) Pingentes, schreibt Plinius, sandice sublita, mox ovo inducentes purpurissum, fulgorem minii (*nostrae Cinnabaris*) faciunt. Lib. 35. cap. 6.



Boott hat schon zu seiner Zeit hiezu den Ultramarin angerathen. Auf diese Art könnte die Farbe wohl nicht hoch zu stehen kommen; und doch würde dadurch das Berlinerblau samt anderen Farben ganz sicher gehästet, und also dem Gemälde für diesen Theil, nebst der besonderen Schönheit, eine Dauer auf mehr hundert Jahre ertheilet werden (*).

III. §.

Das bisher erwähnte gehtet doch nur bey Schilderung blauer Stoffe an; was aber für das Gesicht und andere fleischigten Theile, wo zuweilen durch eine zarte Haut blaulichte Adern blicken, und die Halbschatten selbsten ins Blaulichte fallen sollten? Wir getrauen uns nicht abermal den Ultramarin zu empfehlen, wenn er sich nicht etwa auch hiebey zulezt als eine Glasur, die sich unvermerkt gegen alle Seiten verlieret, auftragen lässt: denn sehr erfahrene Maler haben uns versichert, daß, wenn derselbe mit Bleiweiß oder andern Farben gebrochen, und also vermenget wird, er innerhalb einiger Jahre in gewissem Verstande herauswachse, oder jene Farben, über denen er sich in Gestalt eines blauen Sandes setzt, verdringe, und also das Gemälde verstalte. Ob wir schon glauben, daß die ganze Schuld vielmehr auf dem durch saure Dünste aufgelösten, und denn sich absondern Bleiweiß hafte (**). Aber man hat ja, um eine auch sehr zarte Fleisch-

(*) Sollte nicht auch hochfarbiges Bergblau, das hier nicht sehr kostbar ist, mit Berlinerblau vermenget wohl zu gebrauchen, und zu lezt mit Spiköl anstatt des Firnisses aufgetragen, schön und dauerhaft seyn? Uns hat die eigene Erfahrung den Satz bestätigt, daß zwei verschiedene Farbenarten, die sonst für sich allein sehr leicht verschießen, wie z.B. Span- und Schwertliliengrün, untereinander verbunden sehr standhaft werden. Und vielleicht liegt hierinn die Ursach, daß in den Beschreibungen der herkulansischen Gemälde, unter den noch kennbaren

Farben, vor andern das Violet (pavonazzo) welches immer eine aus zweien vermenigte Farbe ist, so vielfältig vorkommt.

(**) Von einem ziemlich dauerhaften Weiß, das aus calcinirtem Zinn bereitet wird, haben wir oben (3. §.) Meldung gethan. Man verfertigt freylich jetzt auch ein viel dichteres und schöneres Bleiweiß, als man etwa vor 10. oder mehr Jahren sah: allein Blei wird immer gut zu leicht von verschiedenen sauren und besonders urinosen Flüssen, auch ohne Wärme, aufgelöst:

wie

Fleischfarbe auszudrücken, eben nicht eigentlich blauer Farben nöthig. Vortreffliche Maler brauchen anstatt derselben immer entweder auserlesenes Erde grün (grüne Erde, Terre verte) oder ein Schwarz, das mit vielem Bleiweiss gemischet ganz blaulicht lässt, besonders wenn es neben blaßgelben, röthlichen und braunen Farben steht. Ein solches Schwarz ist vornehmlich das aus gebrannten Pfirsichkernen (*).

IV. §.

Es dienen bey dieser Art zu malen sonst noch verschiedene schwarze Farben, die aus allen drey Reichen der Natur hergeholt insgemein durch

H 2

das

wie sollen uns nicht auch die daraus bereiteten Farben verdächtig seyn? Ja auch selbst diese Farben oder Kalk, Bleiweiss, Bleigelb und Menig lassen sich vom Terpentineiste und einigen andern ausgepreßten Delen, die man sonst wohl auch zum Malen brauchet, mittels einiges Kochens, ganz zerlösen, mit vermengtem und angezündtem Schwefel zu einer schwarzen Masse schmelzen, mit Potasche zu Blei reduciren; sollte wohl die erwärmte Luft, da in derselben so mannigfaltige scharfe Dünste und flüchtige Salze schweben, durch mehr Jahre nicht das nämliche wirken können? Und welche traurige Beyspiele mußte man hievon nicht öfter in sonst sehr schätzlichen Gemälden erfahren? Maler sehen denn zu, wieviel sie dem Bleiweiss zu trauen haben, oder durch welche Mittel sie sich, nach Art einiger älteren Maler, von desselben Standhaftigkeit versichern können.

(*) Dieses Schwarz leistet auch sonst bey dieser Malerey wegen seiner annehmlichen Mischung mit Weiß, die vorzüglichsten Dienste. Man

bereitet es auf folgende Weise: Mit Pfirsichkernen, die man zuvor auch entzweischlagen kann, um die inneren Kerne, die zum Rosoli dienen, abzusondern, füllt man einen irdenen Topf ganz an. Diesen muß man bedecken, und noch dabei die Fugen zwischen dem Deckel und dem Topfe, das mit sich darinn keine Flamme entzünden kann, mit Thon genau verstopfen. Der Thon soll anfangs, damit er nicht zerspringe, langsam trocknen. Den Topf setzt man alsdann ins Feuer, und läßt ihn durch 3. oder 4. Stunden glühen. Die gebrannten Kerne reibt man hernach ungeachtet ihrer anfänglichen Widerspannigkeit auf einem Steine mit Wasser zu einem ganz feinen Pulver; dieses trocknet man an der Sonne, und behält es auf; beym Gebrauche vermengt man es mit Del. Es lassen sich auch andere harten Schalen und Steine von Früchten, als von Nüssen, Abricosen, Pflaumen, und dergleichen, auf diese Art zu Kohlen brennen; allein die Farben davon sind mit der von Pfirsichsteinen nicht zu vergleichen.



das Feuer entstehen, und also gewissermassen Kohlen sind (*). Die, welche von zerstörten Körpern des Pflanzenreichs genommen werden, und eigentlich Kohlen heißen, spielen immer in das Blaue; die aber von Thieren kommen, neigen sich entgegen in das Braune. Eines und das andere klärt sich besser durch die Mischung mit dem Bleiweiß auf. Von der ersten Gattung sind nebst den erwähnten Pfirsichsteinen die gebrannten Weinreben, und die Kohlen von was fast immer für andern mit gleicher Vorsicht in verschlossenen Töpfen verbrannten Hölzern (**). Von der andern sind

(*) Hieron ist doch die schwarze Kreide auszunehmen, die uns das Mineralreich so, wie wir sie haben, als eine weiche, vielleicht von eingemengtem Erdpeche so dunkel gefärbte Art eines Schiefers liefert. Auch diese Farbenart lässt sich mit Oel anwenden. Da selbst von Steinkohlen findet man nicht selten solche, die sich ohne Nachtheil ihrer Schwärze ganz fein zerreiben, und zur Farbe im Oel sehr wohl gebrauchen lassen. Man bedient sich doch derselben bey dieser Malerey sehr selten, weil wir an andern, vielleicht noch besseren schwarzen Farben keinen Mangel haben: der schwarzen Kreide aber schont man etwa auch darum, weil sie nicht gar häufig oder leicht zu haben ist, und uns anderstheils zum Zeichnen und Pastellmalen nützlichere Dienste leistet.

(**) Hierzu könnte man noch den Kiehnruß, und, der öfter unter eben diesem Namen kommt, den gemeinen Ofenruß rechnen; er entsteht meistens auch aus zerstörten Hölzern, und wird durch das Ausglühen in einem verschlossenen Töpfe, welches ihm das harzige Wesen bestimmt, und mehr Färte ertheilet, eigentlich wie Kohlen gebrannt. Man braucht ihn aber oft in der Oelmalerey schon selten; weil er zuviel schmutzt, oder die Farben, mit denen man ihn mischen,

oder verreiben will, immer gar zu sehr verdringt. Weil er aber in der Buchdruckerey, wo man ihn mit Leindl zubereitet, noch in einigem, vielleicht nicht ganz verdienten Werthe ist, müssen wir von dem eigentlichen Kiehnruß doch kürzlich melden, wie er nach den schwedischen Abhandlungen für 1754. bereitet wird. Wo man das von Tannen und Fichten gesammelte Harz, oder auch, wo man Terpentin austochet, legt man alle Holz- und Rindenstücke, oder was etwa sonst bey dem Durchseigen des noch warmen Harzes zurück geblieben, beyseite, und verbrennt es hernach in einem niedern Ofen, von dem der Rauch durch eine lange Röhre in eine gewölbte Kammer geleitet wird; über deren obere Öffnung ein wollener, nicht dicht gewebter Sack gespannt ist. Hierdurch hat nun die Luft den Zug; der Ruß bleibt aber an dem Sacke, den man öfter durch ein geringes Erschüttern davon entladen muss, oder an dem Gewölbe der Kammer, wo von man ihn leicht sammelt, hängen. Wir müssen den Alten abermal das Recht widerfahren lassen, daß sie diese Sache eben so gut verstanden haben. Vitruv hat den kleinen Ofen und die Kammer fast eben auf diese Art beschrieben. (*de Architect. Lib. 7. cap. 10.*) und nach ihm macht davon auch Plinius Meldung; dessen wenige

sind die gebrannten Beine (*). Jene lassen sich mit Weiß durch verschiedene Stufen eines immer annehmlichen Grauen mäßigen. Diese entgegen gehen durch eine solche Mischung nur in unangenehme Erdfarben über, diesen aber sehr gut für sich allein, und über jene, wenn dieselben mit ein wenig Weiß gebrochen sind, zu dem tieferen Schatten. Beyde Arten sind sehr standhaft, und fast durch keine andere Wirkung der Natur, als durch das offene Feuer, das sie zu einer weißlichen Asche brennet, zu verändern. Das feinste und schönste Schwarz unter allen, die wir haben, ist freylich das von gebranntem Helfenbein (**) allein man kennt es wenig; weil man in den Farbenbuden unter diesem Namen fast immer nur gemeines Beinschwarz findet.

H 3

V. §.

Worte wohl hier stehen können: Fit (atramentum) & fuligine — resina vel pice exustis; propter quod officinas etiam aedificavere, fumum eum non emittentes. Laudatissimum eodem modo e taedis. Nat. Hist. Lib. 35. cap. 6.

Die Alten haben auch auf die Kohlen von der Fichte, Föhre, oder dem Kiehnbaume, welcher ihre Taeda heißen kann, vorzüglich viel gehalten. Beyde erwähnte Schriftsteller haben an den angeführten Stellen gerathen, dieses Holz zu Kohlen zu brennen, dieselben auszulöschhen, und zum Gebrauche als Farbe in einem Mörser zu zerreiben. Zu unsrern Zeiten wird das Schwarz von gebrannten Weinreben, von dem doch wieder Vitruvius schon eben daselbst einige Erwähnung gethan, allen übrigen Holzkohlen vorgezogen. In sich selbst sind die schwarzen Farben, die man aus Kohlen verschiedener Holzarten erhält, kaum voneinander zu unterscheiden; ob schon die Kohlen an Härte oder Weichlichkeit sehr verschieden sind, und zwar mit einem gewissen Verhältnisse zum Holze, woraus sie entstanden. Und diese Weiche oder Gelindigkeit einer Art vor

der andern ist eigentlich das, was uns bestimmen kann, besonders in Absicht auf Reißkohlen die Weinreben, oder das noch weichere Weidenholz andern vorzuziehen. Man muß es aber immer zu Reißkohlen schon vorhin schneien, oder von andern Bäumen Stückchen junger Reste wählen, und dieselben zu Kohlen, auf die oben erwähnte Art, in einem wohl verschlossenen Topfe brennen.

(*) Gebranntes Horn, welches gleichfalls eine braunschwarze Farbe giebt, könnte man eben auch hierunter zählen, wenn es mehr gebraucht würde.

(**) Aber sollen wir wohl mit Stillschweigen übergehen, daß das Helfenbeinschwarz schon in den ältesten Zeiten bekannt gewesen, und den Apelles zum Erfinder hat? Plinius bezeuget es: Apelles commentus est, (atramentum) ex ebore combusto facere, quod elephantinum vocavit. Lib. 35. cap. 6.



V. §.

Mit einer Art von Oel und aus Oel bereitetem Firnisse werden die Farben auch zum Lakiren (*) gerieben und aufgestrichen. Es ist eine fast natürliche Folge, daß dazu eben dieselben blauen Farben, die man bey dem Oelmalen brauchet, dienen können, vornehmlich das Berlinerblau, welches man mit Blehweiß erhöhet, oder auch bis zur Bläße vermischt. Andere doch ziehen zu dieser Arbeit die Schmalte vor; die sie einigemale allein, hernach aber eben so oft mit einem geringeren Theile von Bergblau vermenget, jedesmal auf die vorgehende ganz trockne Lage tragen. Zum Schwarzen wird insgemein gebrannt Beinschwarz oder Lampenschwarz genommen.

VI. §.

Ueber Blättchensilber, das mit dem gehörigen Grunde etwa auf Holz getragen, und geglättet ist, blau zu glasiren, wird ißt gleichfalls seines Berliner- oder Pariserblau, das man mit Spicköl reibet, und dann mit Firnisse vermenget, am vorzüglichsten angewendet (**).

VII. §.

(*) Der Grund wird zum Lakiren, oder Firnißen mit dünnem Leime, danach mit einer auch mit Leimwasser vermengten Kreide gesieget, und mit Schafthalm (oder Schaftheu) durch Reiben, geglättet; die Farben auf dem Steine mit Spicköl gerieben, zum Gebrauche aber mit einem glänzenden Firnisse vermischt, und nachdem sie oft genug aufgetragen, und wohl getrocknet sind, mit Trippel und Baumöl abgeschlissen, mit Leder gereinigt, und endlich mit einem sehr klaren Firnisse noch einigermal überstrichen.

(**) Vor Entdeckung des Berlinerblauen wurde zum Glasiren feine Schmalte gebraucht; die man hiezu mit Kiehnöl vermengte.

Wie über Holz auf den gewöhnlichen Vergoldgrund das Blättchensilber, so läßt sich über Gyps auf einen noch nicht ganz trocknen Grund von Pergamentleime gutes Staubsilber mit einem Haarpinsel trocken auftragen, nach einem oder andern Tage mit einem Achat, oder Wolfszahne poliren, und denn auch, wenn man will, mit allen Farben (blau auf die oben gemeldte Art) glasiren. Die Arbeit fordert ein Bischen Geschicklichkeit, fällt aber sehr artig aus, das einestheils rauhgelassene, anderswo geglättete Silber kommt jenem der Goldarbeiter ganz ähnlich. Die halberhabenen (bas-relieves) gypsenen Bilder sind hiezu die tauglichsten; und derer kann man sich eines von dem andern selbst, in einer wohl abgekneteten Vermengung von Wachs,

VII. §.

Aber nachdem wir schon verschiedener schwarzen Farben, die mit Oel zu brauchen sind, erwähnet haben, müssen wir zwei schätzbare Künste, die sich eben solcher schwarzen mit Oel vermengten Farben bedienen, die Kupfer- und die Buchdruckeren wohl nicht übergehen. Welche auserlesene Meistersstücke von Kupferstichen erscheinen nicht jetzt in Deutschland! Und ist nicht auch manches, was hierinn auswärtige Länder liefern, von Deutschen Künstlern? Und wenn es erlaubt ist sonderheitlich auch von unserem Wien und von der von unserer großmuthigsten Herrscherin für diese Kunst errichteten Akademie zu reden, welche erwünschte Früchte zeigt diese nicht, und was lässt sie nicht noch ferner hoffen? Desto mehr ist daran gelegen, daß auch die Abdrücke die gehörige Kraft und eine angenehme Schwärze erhalten. Hierinn that es uns bisher eine andere Nation zuvor. Allein die würdigen Vorsteher der Akademie haben auch für diesen Theil gesorget: man unterhält hiezu fremde tüchtige Leute. Doch würde man gerne die dazu nothigen Materialien auch unsern Künstlern bekannter, und die geheimen Kunstgriffe allgemeiner ausgeübt sehen. Unsere Abdrucker vermengen mit dem gewöhnlichen Druckersiruppe oder dem stark eingekochten Leinöl (*) das Frankfurter:

Wachs, Haarpuder und Baumöl immerfort sehr vollkommen abformen. Will man aber etwa zum Gebrauche des Theaters, über weissem Blättchenmetall, das nur mit dünnem Leime auf Holz aufgelegt ist, oder über mit solchen Blättchen verklebertes Papier, blau glasiren, so muß man ein Stückchen Kolophoni in Spicköl durch eine gelinde Wärme auflösen, und denn das Berlinerblau mit demselben mischen.

(*) Das Lein - oder was immer sonst für ein anderes Oel würde ohne weitere Zubereitung für den Gebrauch der beyden Künste immer gar zu flüssig seyn, und gar zu langsam trocknen. Es muß daher durch Kochen, ja so-

gar durch Brennen verdickt werden; wo es dann Firniß heißt. Man setzt es zum Feuer in einem Topfe, der fast zwey Drittheile leeres Raumes übrig hat. Hierdurch verhütet man, daß das Oel beym Aufwallen nicht überfließe, welches gefährlich wäre. Man führt es unter dem Kochen etwa mit einem eisernen Löffel beständig um. Wenn es anfängt aufzusieden, kann man einige an eine Gabel gesteckten Brodschnitten die auf der Oberfläche des Oels sich sammelnde fettige Fette an sich ziehen lassen. Hernach aber zündet man dasselbe mit einem brennenden Papier oder Kiehnsplitter an, um es von den fetten oder schmierigen Theilchen, die vor andern eine anständige Nahrung des Feuers sind, noch mehr



terschwarz, und erhalten hiedurch ganz gute und reine Abdrücke: doch neigt sich diese Farbe aus dem Schwarzen immer ein wenig ins Braune. Es ist ihnen zwar nicht durchgehends unbekannt, daß sie mit einem Firnis von Nußöl ein viel markigteres und annehmlicheres Schwarz erhalten könnten; (*) allein dieses Öl ist in einem etwas höheren Preise, und die Anwendung desselben kostet mehr Zeit und Mühe; weil die Kupferplatte hieben immer einigermassen warm gehalten, und also jedesmal nach etlichen Abdrücken wieder angewärmet werden soll. Der Gebrauch dieses Firnis ist daher freylich nicht für jede gemeinen Kupferstiche; aber beträchtliche Werke von Meisterhänden scheinen uns solche Mühe und Kosten für die Ehre unserer Künste mit allem Rechte zu fodern. Und sollte man nicht etwa ein Mittel ausfinden können, die Platte, wenigstens zu Winterszeit, immer gleich warm zu erhalten, und also jene Mühe zu verringern? Sollte die Farbe nicht auch durch einen Zusatz von Lampenschwarz (**) noch mehr Schönheit und Stärke erhalten?

VIII. §.

zu befreien, läßt es solang brennen, bis man vermuthet, daß es abgekühlt sich einigermassen in Fäden werde ziehen lassen. Man kann hiezu wohl auch von Zeit zu Zeit mit einigen Tropfen, die auf einem Marmorsteine bald erkalten, Versuche machen. Um es auszulöschen, hat man nur den Topf genau zudecken. Sollte es etwa gar zu dick geworden seyn, kann man es immer wieder mit einem frischen Öl verdünnen. Noch besser ist es, wenn man zweyerley Firnis im Vorathe hat, um einen durch den andern auch nach Erfoderniß des wärmeren oder kälteren Wetters zu mäßigen.

(*) Das Nußöl erhält schon für sich selbst durch das Feuer, wenn es auf die erwähnte Art zu einem Druckerfirnis verdickt wird, eine viel dunklere Farbe, als das auf solche Weise bereitete Leinöl, und hilft denn das Frankfurters

ober jedes andere Schwarz sehr kräftig und gewissermassen blaulicht vertiefen. Man pflegt zu 3. oder 4. Loth eines und des andern Firnis insgemein nur 1. Loth schwarzer Farbe zu nehmen, und sie auf einem Steine wohl untereinander abzureiben.

(**) Lampenschwarz wird der Nuß genannt, den man über der Flamme einer Lampe sammelt. Er ist immer von einer viel schöneren und tieferen Farbe als der Kiehnruß, im Gebrauche zarter und gelinder, als jedes andere Schwarz, und wird daher auch zu den niedlichsten Lackarbeiten vortheilhaft gebraucht. Man kann sich davon eine beträchtliche Menge über eine Nacht verschaffen, wenn man einen grossen Topf über etliche brennende Lampen stürzet: den man doch, um der Luft unten freyen Weg zu lassen, etwa mit einem paar Stückchen eines Ziegels

VIII. §.

Da die Erfindung der Buchdruckerey unserem Deutschland so viele Ehre macht, sollte wohl die Ausübung dieser Kunst den Ruhm der Nation auch ferner unterhalten. Es fehlet vielleicht an Schönheit und Verschiedenheit der Charaktere nicht; doch über die Bläße der Farbe höret man nicht gar selten klagen. Den Firniß weis man gewiß sehr wohl zu bereiten: (*) hat also vielleicht der Kiehnruß Schuld daran? Wenigstens wird bey einigen andern Nationen, wie man uns berichtet, anstatt dieses oder doch mit diesem das ihnen sogenannte deutsche (Frankfurter-) Schwarz zu solchem

J

gels stügen muß. In den Lampen mag nun Baum- oder Leinöl oder auch Inselft brennen: die Farbe wird bey allen von ganz ähnlichen Eigenschaften. Die Künstler können daher diesen Ruß mit noch geringerem Aufwande erhalten, wenn sie über den Lampen oder den Inselfkerzen, die sie Abends ohnehin bey ihrer Arbeit brennen, einen blechernen tiefen Deckel oder Hut befestigen, worin sich von Zeit zu Zeit genugsamter Ruß sammeln wird, der sonst zerstreuet die Zimmer oder Werkstätten beschmutzen würde. Man muß doch gestehen, daß diese Farbe die Natur der Körper, woraus sie entsteht, einigermaßen beybehält, sich immer fett anläßt, und also für sich allein mit dem Firniße vermenget, in Absicht auf die Druckerey, gar zu leicht zerfließet, und gar zu ungern trocknet. Doch diesem Mangel wird durch Vermengung einer kohlenartigen Farbe, wie das Frankfurterschwarz oder auch der ausgesbrannte Kiehnruß ist, vortheilhaft abgeholfen; da ohnehin die Vereinigung von zwey oder mehreren Farbenstoffen zur Völle und Standhaftigkeit besonders der schwarzen Farben jedesmal sonderbare Wirkung thut.

(*) Da bey dem Bücherdrucken das, was die Farbe aufnehmen, und auf das Papier tragen muß, erhoben ist, geschieht es noch viel leichter, daß die Farbe über die gehörigen Gränzen fließet, wodurch die Charaktere stumpf und unrein werden. Der Firniß muß daher bey diesem Werke noch ein wenig zäher seyn. Man erhält dieses durch längeres Kochen, und noch gewöhnlicher durch einen Zusatz von Terpentin, der zuvor allein durch Kochen sehr verdickt, dann mit dem noch warmen Firniße zusammengegossen, und mit demselben, damit sie sich recht wohl vermengen, noch ferner gekocht werden muß. Bey recht altem oder wohl abgeleginem Oele kann man diesen Zusatz ganz entbehren, vielleicht weil, da sich bey solchem vieler Schleim abgesondert hat, das Feuer in die aufgelösten fetten Theilchen besser wirken, und sie mehr verzehren kann: wo hernach ein fast nur harz- oder gummiartiges Wesen, das sich auch mit dem geneigten Papier ganz wohl vereinigt, und sehr leicht trocknet, zurückbleibet. Lewis sucht dieses in seiner Historie der schwarzen Farben auf eine etwas verschiedene Art weitläufig zu erklären.



chem Gebrauche angewendet; (*) Lampenschwarz würde wohl eben eine so schöne und kraftvolle Farbe geben; aber es trocknet für sich allein zu schwer: mit einem größeren Theile von einem andern Schwarz gemischt, würde es vielleicht zur Volle und Standhaftigkeit der Farbe ungemein vieles wirken. Nusöl anstatt des Leinöls zu brauchen würde man ohnehin vergebens raten.

IX. Abschnitt.

Materialien und Kunstgriffe, derer sich zur Herbringung blauer oder auch schwarzer Farben die Färbererey bedient.

I. §.

Dbschon die Färbererey selbst niemals anstehen wird der Malerkunst, im Ganzen betrachtet (**) den Vorzug einzuräumen; so muß man doch gestehen, daß uns dieselbe eine so unerschöpfliche Verschiedenheit der Farben,

(*) Der Kiehnruß, wie er ohne weitere Zubereitung in Materialbuden zu haben ist, enthält eben zu viele Fettigkeit, um so schnell zu trocknen, als bey dem Drucken erfodert wird, damit die Schrift nicht verwischet werde, oder sich untereinander beschmutze. Man befreit ihn von dem Fette, und macht ihn zum Gebrauche seiner dadurch, daß man ihn in einem wohl verschloßnen Topfe, wie wir schon anderswo erinnert haben, durch und durch glühen läßt, und also zu einer Kohle, oder einem Kohlenstaub brennet. Allein er verliert hiendurch zuweilen mehr als die Hälfte seines Gewichts und Wesens; und das Frankfurterschwarz kommt bey uns eben nicht gar hoch zu stehen.

(**) Man weiß, daß die Farbengebung nur eine von den Eigenschaften oder den Theilen der Kunst zu malen sey, und daß an einem Maler beynebens Erfindung und Zeichnung, Anordnung oder Zusammensetzung, Vertheilung des Lichts und Schattens samt den Widerscheinen, Perspective, und — was nicht sonst noch erfodert werde; ja daß auch das Colorit bey ihm nicht so einfach sey; daß seine abwechselnden Tinten eine angenehme Uebereinstimmung und eine sanfte Verbindung untereinander haben müssen, u. d. m.

ben, iſt mit ſo reiner Zärtlichkeit und entzückender Anmuth, ein anderes mal mit ſo blendender Lebhaftigkeit oder prächtiger Höhe, wieder mit ſo reicher Wölle und Kraft, immer mit einem ſo sanften Glanze liefert, daß ſich von allen den Künften, wovon bisher gehandelt worden iſt, oder die ſonſt noch Farben zum Gegenſtande haben mögen, wohl keine mit ihr in diesem Theile wird verglichen können (*). Es iſt aber die Rede vorzüglich von den Farben, die man in den ſogenannten Schönfärberereyen der Seide ertheilet; obwohl einige Farben auf reiner Wolle jenen auf Seidenſtoffen den Vorzug zuweilen ſtreitig machen.

Die Schönfärber nun und meiftens auch die gemeinen Zeugfärber brauchen zu blauen Farben fast nur den Waid und den Indig. Diese beyden färbenden Materien ſind aus dem Pflanzenreiche hergeholt; beyde ſind niedere Pflanzen, und waren auch ſchon bei den Alten, wenigſtens zu Jul. Cäsars Zeiten bekannt (**). Der Indig wurde doch, vermutlich we-

I 2 gen

(*) Jene treffen es daher ſehr wohl, die historische nicht gar groſſe Bilber, Vogel, Schmetterlinge u. d. m. nach der Natur mit ein wenig erhoben zusammengesetzten Seidenfleckchen anstatt der Farben entwerfen, wie man iſt zu Wien ſehr artig verfertigte Stücke findet. Die Vorſtellungen werden viel lebhafter und angenehmer; denen man doch hier und dort, und besonders zu den ſich gelind verlierenden Schatten ein wenig mit Saft- oder Glasurfarben helfen muß. Es iſt nur zu bedauern, daß einige der feineren Farben dieser Seidenſtoffe nach nicht vielen Jahren verschießen.

(**) Vielleicht werden dieses einige von dem Indig noch in Zweifel ziehen. Hier ſind deßwegen die eigenen Worte des Plinius: „Non pridem apportari & Indicum (er redt von den blauen Farben) est caeptum: ratio in pictura

ad incisuras, hoc eſt, umbras dividendas ab lumine. Lib. 33. cap. ult. und L. 35. cap. 6.,. Ab hoc maxima auctoritas Indico. Ex India venit, &c. Aber iſt es dabey ſchon ausgemacht, wird man etwa ſagen, daß dieses indiſche Blau der Alten eben das gewesen, was wir iſt haben? Selbſten jene, die vergleichend Stellen der Alten zu erklären unternommen haben, Philander (in Vitruvii Lib. 7. cap. 10.) und Harduin (in Plinii Lib. 35. cap. 6.) glaubten das Widerspiel: Indicum, ſchreibt jener, quod praeter id, quod tanquam Spuma in indicis harundinibus nascitur, eſt & Spuma purpurea innatans infectoriis purpurariis cortinis, — Neutrum hodie invenitur. Und letzterer: Nobis hodie id Indici genus incompertum, ut aevo Pliniano perrarum. Allein die Eigenschaften, die die alten Schriftsteller ihrem Indig beylegen, ſind allzugenau auch der Art, die man heutz

te

gen seiner Kostbarkeit, fast nur in der Malerey gebrauchet. Dieser Farben Erfindung haben aber vielleicht weder die weisen Griechen, noch die aufgesklärten Römer sich zuzueignen: ja den Indig belangend, war ihnen nicht einmal bekannt, woraus er bereitet würde (*). Es läßt selbst der Name und

te hat, eigen, als daß wir ihn für etwas verschiedenes halten sollten; z. B. daß er der Wolle oder Seide eben die Farbe gebe, die sonst der Waid ertheilet, ja daß er sogar in der Medicin fast gleiche Wirkung habe. (S. Zosimus und Dioscorides 5. B. 107. C.) daß er sehr gering sey, und durch den getrockneten Schaum des beym Kochen aufwallenden Waides oder durch eine mit diesem gefärbte Kreide nachgeahmt werden könne. (Dioscor. ebendas. Vitruvius 7. B. 14. C. und Plinius 35. B. 6. C. daß er sich im Reiben schwarz zeige, verdünnet aber ein Blau gebe, welches vielmehr in die Purpurfarbe, als nach Art ihrer übrigen blauen Mälerfarben ins Grüne blicket; daß er endlich auf glühenden Kohlen mit einer purpurrothen Flamme brenne. (Plinn. ebend.)

• Es wird doch niemand einwenden: wie zu des Plinius Zeiten eine Waare habe bekannt seyn können, die wir aus den americanischen Inseln erhalten? — — Die Einwendung hätte Grund, wenn man zu unsfern Zeiten keinen andern Indig kennete, als den man aus Westindien bringt: allein es kommt derselbe obschon nicht in gleicher doch immer in beträchtlicher Menge auch aus Ostindien zu uns; und ist, wie es scheint, auch in unsfern Jahrhunderten von dort viel eher, als aus dem neuen Welttheile nach Europa gekommen. Gewiß Garcias ab Horto, dessen Buch von den in Indien wachsenden Gewürzen aus dem Portugiesischen von dem

bekannten Botaniker Clusius ins Latein übersetzt, schon 1574. zu Antwerpen herausgekommen ist, macht mit keinem Worte von einem westindischen, sondern allein von dem ostindischen Indig Meldung; und schreibt davon als von einer Waare, die unter dem Namen Anil den asiatischen Völkern bekannt, von arabischen und türkischen Handelsleuten wohl auch aus Guzurat selbst, wo man die Pflanze pflegete, abgeholt wurde „Anil (sind seine eigentlichen Worte) Arabibus, Turcis, omnibusque iis nationibus dictum vocatur in Guzurate, ubi fit. — — Herba est, quae seritur singulis annis, &c. Ist es nun nicht ganz glaubwürdig, daß dieser so nutzbare Farbenstoff von ähnlichen Kaufleuten auch schon in Zeiten der römischen Monarchie, wo der Handel durch die asiatischen Provinzen wohl weniger als jetzt gesperret war, nach Griechenland und Italien überbracht worden sey? Hat man nicht auch die Seide dazumal von den wohl noch entfernteren Seren erhalten?

(*) Man hielt dafür, „daß derselbe eine Art eines Schaums oder doch etwas dergleichen wäre, das von dem Meer ausgestossen sich an den indischen Gestaden an die Röhre oder den Schilf ansetzte“. Wie ausdrücklich Dioscorides schreibt im 5ten Buche 107. Cap. Ein wenig anders Plinius, der es doch vermutlich jenem nachgeschrieben hat. Ex India venit, heißt es bey ihm an der schon oben angeführten Stelle

und noch mehr die Natur der Pflanze die Entdeckung dieser Farbe den Indianern gar nicht streitig machen. Von jener aber, der färbenden Kraft des Waids, möchte die Ehre wohl den alten Deutschen, oder, was eben das ist, den Celten gehören (*). Diese Pflanze scheint noch heut zu Tage, nebst dem Boden von England, Frankreich und Niederland, sonderbar den von unserm Deutschland zu lieben (**). Entgegen sind, wie es

I 3 scheint,

arundinum spumae adhaerescente limo. Hat man sich aber über diesen ihren Irrthum zu wundern, da man weiß, daß ihnen, woraus eigentlich die Seide entstünde, eben so unbekannt war, ob dieselbe schon in viel größerer Menge bey ihnen erschien, und verbrauchet wurde?

(*) Man kann freylich nicht sagen, daß der Waid nicht auch in Griechenland bekannt gewesen: Es schreibt vornehmlich Dioscorides ganz deutlich davon. Es scheint doch viel glaublicher, daß die wissigeren und klugen Griechen die Nachricht von der Celten Gewohnheit ihre Leiber zu färben, und von den dazu angewandten Mitteln sich zu Nutzen gemacht, als daß diese um der Griechen Künste ganz unbesorgten Krieger denselben diese Kenntniß allein sollten abgelernt haben. Was in dieser Meinung noch mehr bestätigt, ist, daß die lateinischen Schriftsteller, die sonst die Benennungen der Pflanzen immer von den Griechen, entweder unverändert, oder fast ordentlich übersetzt zu entlehnern pflegten, entgegen dieses Kraut durchaus nach dem celtischen Namen Glas, entweder durch das gleichbedeutende ganz lateinische Wort, oder durch Beifügung einer lateinischen Endung, nannten. Also liest man bey dem Jul. Cäsar (*de bello Gall.* Lib. 5. cap. 14.) „Omnes vero se Britanni vitro (einige Mspte haben doch auch: Glasto)

inficiunt, quod caeruleum efficit colorem. Bey dem Plinius (L. 22. c. 1.), simile Plantagini Glastum in Gallia vocatur, und bey dem Pompon. Mela (L. 3. cap. 6.) „Britanni — vitro corpora infecti. Vitruvius, dessen Stelle weiter unten stehen wird, setzt ebenfalls Vitrum, fügt doch hinzu; quod Graeci Latin appellant. Endlich kann daher noch das Zeugniß des Humfredus Thuid dienen, der, wie ihn Clarkius oder auch andere anziehen (S. Anmadv. in loc. cit. Caesaris, edit. Lugd. Bat. 1737. n. Hardu. in Plin. L. 33. cap. ult.) in Beschreibung seines Vaterlandes erinnert, „daß man dort (bey den Cambrobriten) noch sowohl die blaue Farbe als den blaufärbenden Waid Glas nenne.“

(**) Diese Pflanze, die dem Hrn Linnæus *Isatis tinctoria* (sonst *Glastum Sativum* J. Bauh. Rup. u. a. m.) den Franzosen Pastel, Guesde, oder Vouede heißt, wird bey diesen vornehmlich in der Provinz Languedoc gepfleget. Sie wächst aber in Deutschland eben so gut; man bauete sie einstens besonders häufig in Thüringen, und verführte sie von dort weit und breit. Nunmehr pflegt man sie auch mit erwünschtem Fortgange in den k. k. Landen. Ein sehr verständiger Färber hat uns versichert, daß der Waid, den man ist aus Ungarn oder aus

bem



scheint, der Indigopflanze zu ihrem eigentlichen Wohnsitze nur sehr warme Länder angewiesen; und wird sich dieselbe an unsere gemäßigte Himmelsgegend wohl niemals ganz gewöhnen wollen (*). Sollte man derselben Abgang

dem Bannate erhält, keinem andern an Güte weiche: nur wäre zu wünschen, daß dort schon eine größere Menge davon vorrätig wäre, damit der jüngere immer zurücke bleiben, und länger abliegen könnte.

Man baut den Waid etwa im Monat April. Er fodert eine gute, geringe, schwarze oder wohl gedüngte Erde, in die man folgendes Jahr nicht wohl wieder Waid, sondern etwa Röcken, das dritte aber Gersten oder vergleichbar bauen kann. Wenn sich die jungen Pflanzen schon in einiger Höhe zeigen, muß man den Acker durch Jäten von allem Unkraute reinigen; ohne welche Vorsicht jeder einzelne Stamm die gehörigen Kräfte, um recht viele und grosse Blätter zu treiben, nicht erlangen würde. Man schneidet die Blätter zum erstenmale etwa im Augustmonate ab, die zweyte, oder nach Maß eines mehr oder weniger günstigen Wetters, die dritte Sammlung macht man gegen Ende des Octobers, doch immer vor der strengen Kälte, die die Blätter verderben würde. Zum Färben bereitet man sie, wie es Ruellius, Pomet, Balmont, und andere beschreiben, auf folgende Art: man schützt die gesammelten Blätter an einem wider Regen und Sonne bewahrten Orte auf einen Haufen; läßt sie dort verwelken, oder auch voneinander erhältet einigermassen gähren. Manwendet sie doch die Woche hindurch ein und andernmal also um, daß die unteren oben zu liegen kommen. Nach der Zeit zerstößt man sie auf einer Stampfmühle, feuchtet sie hernach ein wenig an,

und drückt sie mit den Händen zu länglichsten Ballen. Diese läßt man trocknen, feuchtet sie wieder und zum drittenmale an. Sobey man jeden Ballen ins besondere zerdrückt, und seine Theile also vermenget, daß die äuferen ist in die Mitte kommen. Sie faulen hiedurch fast zu einer Erde. Endlich schlägt man sie in Fässer, zum versetzen, ein. Man würde sehr gut thuen, wenn man die saftigeren Blätter von der ersten Erndte mit jenen von der zweyten und dritten, die gemeinlich auch von schweren Regen und häufigen Winden sehr mit Staube und Erde besudelt sind, nicht vermengte.

(*) Die Commerciencollegien der österreichischen Erblande sind schon vor einigen Jahren fast einhellig auf den Gedanken verfallen, dieser sich jährlich nur gar zu hoch belaufenden Ausgabe, wenn es möglich wäre, einigermassen zu steuern. Man wußte Saamen von verschiedenen Arten oder vielmehr Abänderungen dieser Pflanze recht im Überflusse bezuschaffen: es wurden manchfältige Versuche damit angestellt, insonderheit von dem durchgehends, auch selbst in jenen Engländern, wo dieses Kraut gepflogen wird, bestens erfahrenen E. E. Hofgärtner zu Schönbrun, Hrn. Reichard van der Schot. Dieser baute den Saamen in sechs- oder siebenerley sonderbar zugerichteten Erden an. Es kamen immer Pflanzen hervor; welche aber die bey uns auch zur Sommerszeit kühleren Regen und Nächte gar nicht hoch auftommen ließen, nur in vertieften

und

¶. ¶. ¶.

gang in Absicht auf die Farbe, die sie reicht, nicht etwa durch eine anz-

des

und mit Gläsern bedeckten Beeten erhielt er hohe und vollkommene, d. i. auch häufige Blüthe und reisen Saamen tragende Pflanzen. Hat man sich aber hierüber zu wundern? Man weiß, daß diese kostbare Waare nach den europäischen Landen am allermeisten aus den antillischen Inseln kommt. Nun aber wechselt j. B. in Martini- que der Thermometer nach reaumurischer Abtheilung das ganze Jahr hindurch nur zwischen dem 23 und 28 oder auch 29 Grade; wo wir selten in einem Sommer einen oder mehr so warme Tage haben, an welchen er den 23 Grad erreichte. Unterdessen wird die Sache mit dem gemeldten Indigosaamen noch im Bannate versucht, wo man sonst erfahren hat, daß Luft und Erdreich Pflanzen, die nur in wärmeren Ländern zu wachsen pflegen, viel anständiger sind, als hier.

Man glaubt, man wisse die Art, aus dieser Pflanze hernach die Farbe zu bereiten, ganz genau; ein so grosses Geheimniß schon immer davon in beyden Indien jene, die damit umgehen, zu machen pflegen. In den westindischen Ggenden verfährt man fast auf diese Weise: man wählt einen guten, von Steinen wohl gereinigten Grund, und zum Anbaue ein feuchtes Wetter: man macht in der Erde mit dem Finger kleine Löcher, immer einen Schuh weit voneinander; legt in jedes derselben etwa 10 oder 12 Körnchen, und deckt sie mit der Erde zu. Die Pflanzen sind zeitlich, wenn sie nur 4 oder 5 Finger hoch erwachsen sind, von dem mit hervorkommenden Unkräute zu befreyen: sie erlangen alsdenn gemeinlich eine Höhe von 2 Schuhen; und wenn wir sie, wie Plinius die Blätter des Waids mit einer bey uns wohl

bekannten Pflanze vergleichen sollen, so scheinen sie uns, unsern Meliloten (Stein- oder Goldklee. Trifolium (*Melilotus*) Officin. L.) ganz ähnlich, nur daß ihre kleinen Schmetterlingsblüthen nicht gelb wie derjenigen, sondern fleischfarben, und die Blätterchen meistens meergrün sind. Nach 3 Monaten tragen sie insges mein Blumen und Saamen; die unteren Blätter fangen zugleich an gelblich zu werden, und falzen beym Berühren leicht ab. Da pflegt man die Aleste zum erstenmale abzuschneiden, doch nicht ganz, sondern etwa eine Handebreit von dem gemeinen Stämme, damit sie wieder neue Sprossen treiben können. Nach andern 3 Monaten schneidet man sie zum zweyten- und so auch zum drittenmale mit einer Sichel ab, wo man zugleich den Saamen sammelt.

Von den zusammengetragenen und durch einige Stunden in der Sonne getrockneten Pflanzen schlägt man entweder mit Stecken die Blätter los, und weicht allein diese ein, oder man legt die ganzen Pflanzen ordentlich in ein grosses, einige Schuhe über die Erde erhobenes Gefäß, das von den Franzosen Tremoire genannt wird, und uns vielleicht Einweichungszuber heißen könnte. Dieses füllt man bis über das Kraut, das man mit einem Gitter niederschweret, mit Wasser an, und läßt es so bey warmem Sonnenscheine durch einen oder zween Tage stehen. Hierbei gähret das Wasser häftig auf, und ziehet von den Blättern die Hefen aus. Das mit diesen vermischte Wasser läßt man denn in einen andern tiefer gestellten Zuber, den man nach dem französischen (Batterie) Schlagfuse oder Schlagbottich nennen kann, fließen, und schlägt oder kampft es in

dem-



dere Pflanze ersezzen können (*). Die prächtigen Römer liebten zu des Plinius Zeiten den Schimmer hoher Farben, wie eben derselbe weise Bürger klagt

denselben durch etwa zwei Stunden fast auf die Art, wie man aus Milch die Butter macht. Man bedient sich hiezu wohl auch einer Maschine, eines hölzernen Cylinders, der über das ganze Gefäß reicht, und an etlichen zu beyden Seiten befestigten Armhölzern hangende Kübel, oder der gleichen Holzstücke hat; derer einige bey des Cylinders wechselseitiger Bewegung aus dem Wasser steigen, da die andern wieder gewaltig in dasselbe fallen. Die Bewegung des Cylinders geschieht mittels eines in denselben oben eingelassenen Hebels von einem einzigen Menschen. Wir haben zu Ende dieses Abschn. alles einigerweise entworfen. In die dicke Brühe, die man durch dieses Schlagen erhält, schüttet man hernach ein wenig Baumöl, wodurch die Hefen zusammenrinnen, und bald darauf sich auch zu Boden setzen. Man läßt alsdenn das klare Wasser abfließen, die Hefen aber füllt man inleinene dichte Säcke, das mit das noch übrige Wasser gänzlich abtriefe. Endlich schlägt man sie in Model oder kleine Kästchen, und läßt sie darinn unter einem Dache vollständig trocknen.

In Ostindien ist diese Zubereitung der Farbe, wie Berichte melden, vornehmlich in dem unterschieden, daß man die von den Pflanzen losgeschlagenen Blätter, nachdem man sie zweien Tage hindurch an der Sonne getrocknet hat, ferner mit Stecken auch in Stücke zerschlägt; danach aber in einem trocknen Orte, dessen Boden und Wände man mit Matten, oder unter diesen auch mit Stroh belegt, fast durch ein Monat, mit Matten auch oben bedeckt, aufbewahret. Dieses

soll zur leichterer Auflösung der Farbe viel beymalen. Zum Einweichen braucht man hernach nicht ein großes, einziges Gefäß, sondern mehrere kleine, etwa einen Schuh hohe und oben ein und einen halben weite, wie unsere gemeinsten Wassergefäße oder hölzernen Küchengeschirre sind. Zum Schlagen hat man ebenfalls mehr einzelne, doch oben ganz enge Zuber; und der Werkzeug zum Stampfen ist ein Stößel, woran unten eine hölzerne Scheibe befestigt ist, ganz wie man in einigen Orten Deutschlands zum Buttermachen braucht. Das Uebertragen von den Einweichungs- in die Schlaggefäße hat dieses besondere und ohne Zweifel vorzügliche, daß man die letztern mit einem Tuche bedeckt, wodurch denn nichts, als die reine oder die eigentliche mit dem Wasser vermengte Farbe gehen kann. Zur Vermehrung der Farbe aber dienet entgegen jenes, daß man zulezt die Blätter zwischen den Händen auspresset, und sie danach wieder einweicht, und abermal auspresset, und dieses, so lange sie das Wasser noch grünlich färben.

(*) Die ungemeine Verschiedenheit des Bodens in den k. k. Erblanden, und die unglaubliche Anzahl der seltensten Pflanzen, besonders in den österreichischen, steyermärkischen und tyrolischen Gebirgen ließen uns hoffen; wenn sich nur geschickte Männer finden sollten, die Versuche machten. Wenn aber auch alles fehlen soll, kann doch vielleicht der Waid allein des Indigs Stelle vertreten, wie gleich ausführlicher erklärt werden wird.

flagt (*) bis zur Ueppigkeit: sie verwendeten doch den Indig zum Färben nicht; sie brauchten hiezu nur den Waid, ja sie bereiteten auch noch darüber aus dem Waid für die Maler auf zweyerley Arten einen unächten Indig (**). Sollte also der Waid nicht auch zu unsren Zeiten, um schön

R

blau

(*) S. die oben VI. Absch. I. §. angeführte Stelle.

(**) Eine dieser zwei Arten war, daß sie eine keine Kreide fast eben, wie Wolle, in dem Wайд färbten. „Propter inopiam coloris indici, sind des Vitruvius Worte, cretam Selinum aut annulariam vitro, quod graeci Isatin appellant, inficientes, imitationem faciunt indici coloris. L. 7. c. 14. Plinius sagt eben das, und bedient sich fast der nämlichen Worte: L. 35. c. 6. dieses nannten sie doch den Indig verfälschen,: Qui vero, heißt es daher bey Plinius, adulterant Indicum, &c.

Die andere Weise aber ward bey den Griechen und Römern gut geheißen, und wurde die so bereitete Farbe auch glatterdings mit dem Namen einer zweiten Art des Indigs beehres. So schreibt Dioscorides: „von den Gattungen des Indigs entsteht eine von sich selbsten wie ein Schaum oder Auswurf des Meers, der an dem indischen Schilfe klebet; die andere wird von den Werkstätten der Färber geliefert, und ist der purpursarbene Schaum, oder die Blumen, die den ährenen Gittern ankleben, und die davon abgenommen, und getrocknet werden,. L. 5. c. 107. Diese Blumen sind ganz gewiß nichts anders, als was manche Färber noch heut zu Tage also nennen, nämlich der bey dem Kochen des Waides oben sich häufig sammelnde, theils roth, theils blau schielende Schaum. Wie denn auch Dioscorides gleich hinzu setzt, „von diesem Indig sey derjenige für den besten zu

halten, welcher schön blau aussieht,. J. Ant. Saracenus (in scholiis ad Diosc. L. 5. Edit. Lugd.) ist eben dieser Meynung, und führet zum Beweise an, „dass Dioscorides ein wenig zuvor fast eben dieselben Kräfte oder Eigenschaften dem Waid beygelegt hat, die er ißt dem Indig zuschreibt,. Plinius kann sich also wohl einigerweise geirret haben, da er das übrige nach Dioscorides, anstatt des purpursarbenen Schaums aber geschrieben hat, es sey der Schaum von Purpur. „Alterum genus ejus est in purpurariis officinis innatans cortinis: & est purpurae spuma. L. 35. c. 6. Vielleicht hat es aber auch einstens purpurea gehissen. Wenigstens muß man in jenen Werkstätten, wo man Purpur färbte, wohl auch eine blaue Farbe, und also den Waid gebraucht haben; weil auch die Maler um ein purpursarbene Gewand zu schildern, einer blauen Farbe nothig hatten; wie ebenfalls Plinius dort erinnert,: Si purpuram facere malunt, caeruleum sublinunt, mox purpurissum ex ovo inducunt.

Gleichwie sich aber in den neuern Zeiten manche Nation auch sonst aus den Büchern der Alten verschiedene Kunstgriffe zu Nutzen zu machen wußte, so war auch dieser, aus dem Schaume des aufwallenden Waides einen Indig zu bereiten, in unsren Jahrhunderten nicht durchgehends unbekannt. Pomet erzählt (Hist. des Drogues P. 1. pag. 156.) von den französischen Färbern ausdrücklich, daß sie den Schaum, den der Waid im Kochen aufwirft, trocknen, und

dens-



blau zu färben hinlänglich seyn, wenn er auf eine bessere Art bereitet würde? (*) Aber wir müssen nun doch auch sagen, wie man unterdessen insgemein blau zu färben pflege.

II. §.

Ungemein viel ist immer an der Vorbereitung der Waare gelegen. Der Seide und noch mehr der Wolle klebt von Natur oder von vorherge-

ganz

denselben denn, weil er dem Indig sehr gleich sieht, unter dem Namen de Floré d'Inde verkauft. Man will eben nicht mutmassen, daß vielleicht nicht wenige deutsche Färber solchen Indig öfter mit ihrem eben so guten Waide verbrauchen haben.

Wir schließen nun aber aus dem allen, daß man des Indigs, wo nicht gänzlich, vielleicht doch größtentheils sollte entrathen, und meistens mit dem Waide allein eben das auswirken können.

(*) Man wird fragen, auf welche Art derselbe denn zu bereiten wäre? — Auf eine ähnliche mit jener des Indigs; und da würde bey Versuchen die zuletzt angeführte vielleicht die bequemste und nützlichste seyn. — Soll aber diese Zubereitung in Absicht auf die Kraft und Schönheit der Farbe einen Unterschied machen? — Glaublich einen nicht gemeinen. Dies Urtheil gründet sich darauf, daß man auch selbst bey dem Indig sehr grossen Unterschied bemerkt, der doch nicht von einer sehr unterschiedenen Güte der Pflanze, sondern von der verschiedenen Art abhängt, mit welcher die Farbe bereitet worden. Z. B. die Franzosen nennen jene Gattung des Indigs Inde, zu der nur die Blätter der Pflanze angewandt, eine andere aber Indigo, zu der auch die Stengel genommen worden; und schämen die letztere, wie sonst einige mit etwas Un-

reinigkeit vermischte Sorten, immer fast um den halben Preis geringer; weil sowohl der gröbere aus den Stengeln gezogene Saft, als die ungefähr bey gemischten Erdtheilchen die Farbe verfinstern, oder auch zugleich entkräften. Nun aber wo aus der Indigopflanze die Farbe nur durch eine Gährung gezogen, und dann auch selbst von den Blättern abgesondert verbraucht wird; lassen wir entgegen den Waid zu einer Art Asche oder Erde verfaulen, und sieden hernach diese, um zu färben, ganz und ohne Unterschied aus. Das reinste und dem Indig ähnlichste, wie wir gesehen haben, sind dabey noch immer jene Blumen, die bey gemach vermehrter Wärme des Wassers, eben durch eine Gährung, wie es scheint, aufgelöst in die Höhe steigen, und die uns vielleicht vorlängst zur Anleitung hätten dienen sollen, wie wir, um eine reine und hohes Farbe aus dem Waide zu erhalten, zu verfahren haben.

(**) Für den besten Alaun hielt man sonst den, der aus Italien kam. Doch ein sehr erfahrner Schönfärber hat uns jüngst betheuret, daß jener, der aus Böhmen von Commotau viel wohlfeiler kommt, keinem andern an Kraft und Güte weiche. Es reinigt aber, und bereisst ein guter Alaun die Waare, daß sie nicht nur die Farbe ganz gerne und gleichförmig annimmt, sondern mit dieser auch hernach einen sanf-

gangenen Behandlungen im Spinnen, Spuhlen u. d. g. eine Fette an, die dem Auge insgemein zwar unbemerkbar, der Farbe aber widerwärtig und feindlich ist. Der Stoff, den man nicht vorhin davon befreyet, wird die Farbe meistens nur schlechthin, immer aber in seinen verschiedenen Theilen ungleich stark annehmen, und also auch fleckicht erscheinen. Man kochet daher die Waare jederzeit zuvor mit Allaune wohl aus. (**) Einige nehmen auch Weinstein oder gemeines Kochsalz zu Hilfe: andere sieden die Waaren

K 2

nach

sanften Glanz behält. Die Anwendung desselben fodert doch immer eine besondere Vorsicht. Man vermeget ihn mit dem noch kalten Wasser, und läßt ihn dann mit diesem, unter beständigem Bewegen, damit er nicht an den Wänden des Kessels klebe, gemach erwärmen, und endlich ein wenig sieden. Man sagt, er verfliege, oder seze sich alsogleich oben an das Gefäß, wenn man ihn in das schon aufwallende Wasser wirft. Die Waare wird in dieser Lauge ebenfalls unter beständigem Umschlagen eine ziemliche Weile gekochet, alsdann aber in einem reinen Wasser wohl ausgewaschen, und von dem Allaune befreyet. Einige ziehen zu diesem Abschlemmen gewärmtes Wasser dem kalten vor, und, wie es scheint, mit Grunde; denn das letztere schlägt den Allaun in die Waare zurücke, wenigstens wenn dieselbe noch nicht ganz abgeführt ist; in jenes aber scheint er sich sehr gerne zu vertheilen. Man wird doch sehr wohl daran seyn, wenn man hernach die Waare auch in einem frischen und besonders in einem fließenden Wasser ausspülen wird. Einige glauben dem zufärbenden Stoffe mehr Schönheit und Glanz zu ertheilen, wenn sie Allaun auch hernach mit der Farbe kochen: unterdessen sind mehrere Farben, die von dem Allaune einigerweise präcipitiret werden; wo denn die Brühe entkräftet, und der Stoff nur matt gefärbet wird.

Aber wird sich nicht jemand wundern, daß man sich mit diesen Anmerkungen abglebt, die den Färbern ohnehin bekannt seyn müssen? — Man würde vielleicht anders denken, wenn man unterrichtet wäre, wie geheim viele Meister ihre Wissenschaft halten, die sie eben nur von ihren Vätern ererbten, oder nach der Zeit für Geld, oder doch gewiß durch viele, meistens mislungenne, und also kostbare Versuche erwarben; wie selten daher ihre Jungen oder Gesellen etwas mehreres als zu kochen wissen; und wie oft auch die Meister solche Materialien und Umstände beysezten, die ihren Ursprung von einem blinden Gerathewohl oder einem durch Gewohnheit befestigten Vorurtheile haben, in sich selbst aber unnütz, sehr oft auch schädlich sind. Freylich muß man da Ausnahmen machen: wir haben selbsten Meister angetroffen, die auch Belesenheit, die auch Einsicht in die Ursachen natürlicher Wirkungen und Fälle zeigten, dennoch kann man nicht sagen, daß die Reinigkeit und Niedlichkeit oder die Stärke, und besonders die Dauerhaftigkeit der Färberfarben in unseren Ländern nicht noch höher gebracht werden könne; wenn es schon sollte ausgemacht seyn, daß deutsche Färberereyen hierinn jenen der Ausländer nicht mehr nachgeben. Dabey haben wir schon einmal diesen Versuch zugleich den Künsten gewidmet, welche Farben auf andere Körper tragen; wir müssen also nicht



nach Verschiedenheit derselben etwa zuerst auch mit Seife (*) wieder andere besonder mit Weizenklehen, oder weichen sie mit Kreide einen Tag im kalten Wasser.

Zur Farbe setzt man unterdessen eine Suppe gemeinlich, wenigstens in den Schönsärbereyzen, zugleich aus Waide und Indig an. (**). Es ist nicht

unterlassen zu derselben Besförderung nützliche Kenntnisse und Kunstgriffe bekannter zu machen.

(*) In Frankreich war wenigstens vor Zeiten, um der Seide die nöthige Reinigkeit und einen anmuthigen Glanz zu geben, folgende Zubereitung, in Absicht auf alle Farben, für die beste gehalten. Man ließ die Seide zuerst mit fetter Oelseife kochen; man spülte sie hernach in einem Bache wohl aus, und legte sie alsdann in ein doch nur kaltes Bad von recht gutem Alauze; diesen schlemmte man zuletzt meistens wieder im frischen Wasser ab.

(**) Den Indig belangend, ist nicht wenig daran gelegen, was man für eine Gattung desselben wähle. Es giebt, wie schon oben einigermassen erinnert worden, an Güte sehr unterschiedene Sorten, die einestheils auch besondere, von den Orten, wo sie bereitet werden, entlehnte Namen haben. In Deutschland wird vielleicht der Guatimalindig (Indico Guatimalo) am meisten verwendet. Man will ihn, wenigstens im Vergleiche mit andern Gattungen, die ebenfalls von Stengeln und von Blättern zusammen bereitet werden, ganz gut finden; D. Valentini (in seiner Natur- u. Materialkam. I. B. 3. C.) hält doch dafür, daß man mit dem Plattindig (sonst auch Platto-Xerquies, den Franzosen Inde de Serquise) wohl zweymal so viel färben könne. Er zieht das Zeug aus kluger Färber von Hamburg oder denselben Gegenden an, die sogar glauben, daß sie sich

arm färben würden, wenn sie sich jenes wohleileren Indigs von Guatimala bedienen sollen. Der Dominico - oder Domingindig ist doch auch einer von den besseren. Ein ächsiger aus den Blättern allein bereiteter Indig, wie jener von Xerquies ist, der in kleinen, platten, länglichvierseitigen Stückchen kommt, soll, nach dem bemeldten Garcias, Valentin und anderen an Farbe theils hochblau, theils schön violet, mit dem Nagel aber gerieben, kupsferfarben und röthlich erscheinen; soll weder sehr hart, noch auch sehr mürb, und so gering seyn, daß er auf dem Wasser schwimmet. Man versucht ihn im Kleinen mit Anzünden, wo er wie eine Wachskerze brennen, und keinen Unrat zurücklassen muß. Diese Kennzeichen und Prüfungen waren auch schon bey den Alten angenommen. Also schreibt Divscorides (107. Cap.) deutlich: von den Gattungen des Indigs sey für die beste zu halten, die blau aussieht, und gering ist. Plinius aber macht auch vom Brennen Meldung: er sagt: Probatur (Indicum) Carbone: reddit enim, quod sincerum est, flammam excellentis purpurae. Lib. 35. cap. 6.

Die Farbe zu erhöhen, oder sie auf dem Stofse geschwinder und besser haften zu machen, sehen einige derselben (nach Verschiedenheit der Materialien) etwas wenig von Pyrasche, Salpeter und dergleichen bey; oder bereiten dieselbige vorhin mit Brandwein oder mit

Kalke

nicht zu läugnen, daß diese zween Farbenstoffe, wie wir sie ißt haben, fast nur, wenn sie miteinander vereinigt werden, die erwünschte Wirkung thuen, und die vortrefflichste blaue Farbe geben. Durch die vollfarbige Brühe werden zuerst und öfter diejenigen Stoffe gezogen, die man dunkler oder voller farben will; durch die geschwächte aber hernach, oder durch die starke doch nur leichthin jene, die eine helle oder blasse Farbe bekommen sollen. Auf einer im Wesentlichen ähnlichen Art läßt sich mit diesen Materialien wohl auch Holz blau färben (*).

K 3

Zu

Kalchwasser; den Indig aber am meisten mit chymisch abgezogenem, oder doch einige Tage gestandenem Urine.

In Frankreich fand man, daß Voll- und Hochblau ja auch Himmelblau schöner aussalle, wenn der Waare zuvor ein ganz gelinder, veilenröthlicher oder pfirsichblüthe farbener Grund mit Orseille (einem Farbenstoffe von einer Art Steinschlechte, Lichen tinctorius) gegeben wird, und wurde solches den Färbern der ersten Classe zu thuen denn auch gebothen. Entgegen ward hoch verbothen, zu feineren oder sonst kostbaren Stoffen, um selbe mit geringeren Kosten vollblau zu färben, nebst dem Indig und Waide auch etwas von Blauholz zur Brühe zu brauchen.

(*) Um Holz blau zu beizen stellen nicht nur Schreiner oder Tischler, denen es vornehmlich dienen könnte, unzählliche Versuche an; es forschen auch öfter Naturkundige und andere Gelehrte dieser Sache, die freylich Niemanden unmöglich scheinen kann, sehr begierig nach. In verschiedenen Kunst-, Werk- und Handbüchern, oder welche Namen gewisse, fast nur unerfahrenen Künstlern bekannte und schätzbare Werkchen sonst haben mögen, liest man hierüber die wunderlichsten Processe. Nicht selten werden Materialien vorgeschlagen, die fast gar kei-

ne Farbe enthalten, und wohl am wenigsten jemals eine blaue geben werden. Die vorgeschriebene Anwendung derselben ist gemeinlich noch weniger geschickt, eine Farbe, auch auf einem leichter zu färbenden Körper haften zu machen.

Man kann fast als einen Hauptsatze annehmen, daß sowohl die Farbenstoffe als derselben Auftragung nicht viel von jenen der Färber unterscheiden seyn müssen. Man muß das Holz, (das von Ahorn, Acer Campestr. L. wird zu diesem Gebrauche fast das beste seyn) in einem geräumtigen Topfe gelind, aber sehr lang, wohl auch durch einen halben Tag mit gutem Alaunwasser kochen, damit es von den slichten, harzlichen und andern vergleichlichen Theilchen, die der Farbe widerstehen, gereinigt werde. In einem reinen, aber beständig warmen Wasser hat man es hernach auch von dem Alaune zu befreien. Unterdessen hält man eine blaue Suppe bereitet, freylich wenn die Farbe schön- und hochblau werden sollte, vom Indig, oder vom Indig und Waide zugleich. Es ist schon oben von schaufen oder geistigen Dingen Meldung geschehen, mit denen die Färber den Indig bereiten, um seine Farbe zu erhöhen, oder ihn geschickter zu machen, in den zu-färbenden Körper wohl einzudringen. Zu dieser genau bedeckten Brühe läßt man das

Holz



Zu Waaren von geringem Werthe, kann wohl, um wenigstens einen Theil des Indigs zu ersparen, ein wenig Blauholz (*) oder auch, wenn sie sehr dunkel werden sollen, eine ganz geringe Dose von Grapp genommen werden. (**) Etwas von Grünspan dazu gethan würde verhindern, daß die Farbe nicht etwa einigermassen ins Beilbraune überginge.

III. §.

Holz einen und andern Tag, zuweilen auch auf warmer Asche, weichen. Täfelchen, die nicht viel über eine geometrische Linie oder einen starken Messerrücken dick sind, werden hiebey von der Farbe ganz durchdrungen. Es sind immer vorhin Versuche im Kleinen zu machen. Es geht sogar nicht allezeit von statten, was schon einmal gelungen ist. Eine Unvollkommenheit der Materialien, der Mangel eines Handgriffes, des Zeitpunkts oder dergleichen verderbt manchmal alles. Für ist ist genug, den sicheren Weg gewiesen zu haben.

(*) Das Blauholz sonst Kampecheholz (den Franzosen Bois de Campêche, Bois d'Inde) kommt aus Amerika von einem grossen Baume Haematoxylon Campech. L. und wird in die europäischen Länder in grosser Menge, doch für einen leidentlichen Preis verführt. Es färbt fast nur trüb- oder finsterblau, und dient daher vielmehr zu blaulichtgrauen, oder auch zu dunkelvioletten, am allermeisten aber in Gesellschaft anderer Farbenstoffe, zu schwarzen Farben.

(**) Mit noch geringeren Kosten könnten sich Bauersleute, welche die Zeuge zu ihren Kleidern in Städten färben zu lassen nicht vermögend sind, von Hick- oder Heidelbeeren selbst eine Farbe bereiten. Es wachsen diese Beere, die auch zur Nahrung dienen, in bergichten Gegenden, sonders aber in Fichtenwäldern sehr häufig. Armer Leute Kinder sammeln im Sommer täglich soviel davon, daß sie es nicht wohl

ganz verzehren können. Es wäre nur etwa für einen Kreuzer Allaun, und ein kleiner Becher Essig, oder auch um die Suppe sehr dunkel zu machen einige Galläpfel mit selben zu sieden. Tabernamontanus und Röslin (Kräuterb. Tit. Heydelbeer) schreiben, daß man mit dieser hernach kalten Brühe hell- und tiefblau färben könne. Ja sie lehren beynebens, wie aus eben diesen Beeren eine feine Farbe zum Malen und eine schwarzblaue Dinte zum Schreiben könne bereitet werden. In der Wienergegend findet man diese Beere nicht leichtlich; darum konnten wir bisher noch keinen genauen Versuch damit anstellen.

(***) In Frankreich war unter den Verordnungen, die zur Zeit Ludwigs des XIV. im Betresse der Färbererey gemacht worden, eine, die unter Strafe von 500. Livres verbot, feine wollene Waare vom Weizen sogleich schwarz zu färben. Dies geschah ohne Zweifel darum, weil bey dieser Art zu färben die schwarze Farbe entweder nicht wohl beständig seyn kann, oder gar zu scharfe, und den Stoff verzehrende Materialien dazu müssen angewandt werden. Wie denn in unseren Ländern einige Färber von geringerem Schrotte gewohnet waren, sich zum Schwarz färben eine kalte Brühe anzusezen, die z. B. aus einem Mezen altes Eisens, aus Weinessig, Galläpfeln, Vitriol, Weinstein, Grünspan, Kupferwasser, Salpeter, Arsenik, Braunholz, Schliffe, Ope-

III. §.

Diese letzteren Materialien würden auch recht freygebig oder voll genommen, mit einem Zusaze von Färberröthe und gelben Blumen oder Johanniskraut, dann auch Galläpfel und Kuperrosen sehr tauglich seyn, einem Stoffe, der zuvor mit Indig und Waide stark blau gefärbet worden, (****) eine sehr schöne und kräftige Schwarze mitzutheilen. Geringsschädige

Was-

rient, Spießglas, Schmacf, Feilspänen, Salmiak, Potasche, Coloquinten, und dergleichen bestand. (S. die rechte Färberkunst 25. und wieder 132. S.) Sollten solche Dinge zusammen einen Zeug, besonders, wenn er in einem Thelle dieser Suppe lange gekochet wird, nicht endlich mürbe machen? Und sollte sich nicht etwa hieraus auch einigermassen erdttern lassen, woher es doch komme, daß sehr feine schwarze Tücher oder Zeuge gemeinlich viel dauerhafter sind, als grobe, obschon sehr dicht gewirkte von eben dieser Farbe? —

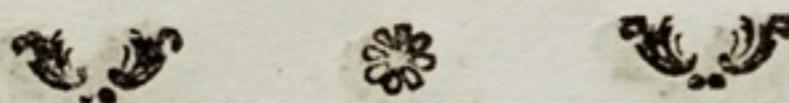
Nach jenen colbertischen Verordnungen, wovon eben gemeldet worden, mußten seine wollene Tücher oder sonst dergleichen kostbare Zeuge zuerst in einer sehr starken blauen Brühe, wo z. B. mit einem Ballen Waid 6. Pfund Indig vereinigt waren, ganz voll oder dunkel gefärbet, alsdann wieder mit Alau-ne und Weinstein ein wenig ausgekochet, da nach in eine Suppe von Röthe getaucht, endlich mit Galläpfeln, Kuperrosen und Schmacf ins tiefe Schwarze getrieben, ja wohl auch nach allem diesen, weil sie sonst noch ins Violete blicken möchten, durch eine Brühe gelber Blumen gezogen werden. Man sieht hier das, was wir in dem II. Abschnit. von Vermischung aller einfachen Malerfarben, um eine ganz schwarze zu erhalten, gemeldet haben,

auch durch die Färbererey bestätigt. Mit Wässern von geringerem Werthe war es doch auch in Frankreich nicht gehothen, so weitläufig, kostbar und mühesam zu Werke zu gehen.

Es sind aber seidene, wollene, baumwolle-ne, und leinene Stoffe in Absicht auf die schwarze Farbe sehr unterschieden, und fodert fast jede dieser Gattungen einen besonderen Proceß. Die Wolle nimmt eine standhafte schwarze Farbe noch am leichtesten an: die Seide fodert wenigstens viel öfters Eintauchen: Katztun, Leinwand und Zwirn erhalten selten eine schwarze Farbe, die sich im Waschen nicht verlöhre, oder nicht auch sonst bald verschölle. Wir sollten also von jedem besonder handeln. Allein man kann hievon bey W. Lewis (Hist. der schwarzen Farben, von J. H. Siegler zu Sachrich ins Deutsche übersetzt) etwas mehreres finden. Allenfalls läßt sich auch das, was von schwarzen Farben noch zu sagen wäre, ganz füglich bey jeder andern Farbengattung nachstragen.

(****) Man läßt verrostetes Eisen oder Eisenspäne in einem scharfen Weinessig eine längere Zeit wohl bedeckt stehen, oder kocht dieselben auch ein wenig auf heißer Asche, und rüttelt sie zuweilen untereinander. Zum Gebrauche gießt man davon ein wenig auf eine Schale heraus. Man siedet beynebens etwas

für



Waaren färbt man in unsern Ländern meistens zuerst nur mit Blauholz graulicht : oder finsterblau , und macht sie danach gleich mit Galläpfeln (oder anstatt dieser, wohl auch nur mit Eisenspänen) und mit grünem Vitriol ins Schwarze übergehen.

IV. §.

Ulm Holz schwarz zu beizen, dient auch ein Decoct von Blauholz, nebst einer Solution altes Eisens in Essig vielleicht am besten, oder fodert doch am wenigsten Kosten und Mühe (****). Leder kann mit diesen zwey Stüs

für einen Kreuzer Blauholz in einer Aschenlauge ; überstreicht damit das zuvor noch naß mit einem Bimsenstein, und hernach auch trocken mit Schafsthalm wohl abgeriebene Holz (das vom Birnbaum ist hiezu vor andern tauglich,) und läßt es wieder trocknen : dieses kann man einigemale wiederholen : das letztemal trägt man, bevor es trocknet, die schwarze Beize, unter die man auch etwas wenig von der blauen Holzfarbe menget, wie diese, mit einem Pinsel darüber, und glättet es zulezt, wenn es wohl trocken ist, mit Wachse. Anstatt der Eisenlösung kann man es auch einigemale mit einem Decoct von Galläpfeln, und zulezt mit einer Vitriolsolution, oder welches für diese beyde gilt, mit gemeiner Dinte überfahren.

(*****) Man muß sie also ein paar Wochen stehen lassen ; dabei aber täglich einigemale wohl untereinander treiben : wenn man nicht die Galläpfel und das Blauholz etwa durch eine halbe Stunde in dem Essig sieben, sie hernach durch Abseigen von dem Bodensaße befreien, und dann erst den Vitriol und den Gummi dazunter mischen will : in welchem Falle man die Dinte schon nach einer Stunde würde brauchen

können. Wie viel eigentlich vom Gummi bezusehen sey, läßt sich nicht wohl bestimmen : wenn das Papier genug mit Leime getränkvet ist, hat die Dinte nicht viles Gummi nöthig. Wenn aber dasselbe die Dinte sonst durchläßt, oder diese glänzen soll, muß sie freylich stärker gummiert seyn : sie wird aber ungerne aus der Feder fließen. Etliche zerschlagene Galläpfel und einige Stücke von altem Eisen in das Gefäß geworfen, würden der Dinte ferner eine Nahrung reichen, und sie vom Absiehen bewahren.

(*****) So standhaft die Druckerschwärze in Büchern ist, so unbeständig ist überhaupt die gemeine, auch anfangs schwärzeste Dinte. So viele wichtige Denkschriften, derer einige nicht eben von gar hohem Alter, und doch aus Verschiebung der Dinte größtentheils unleserlich sind, geben uns davon traurige Beispiele. Es wäre also die Verbesserung der Schreibdinte eine sehr nützliche Sache. Dennoch scheinet, wenn man bey diesen Ingredienzen bleibt, nicht viele Hoffnung an. Die schwarze Farbe unserer Dinte besteht insgemein wesentlich in der Ver-

Stücken gleichfalls sehr gut schwarz gefärbt werden. Hüten aber eine dauerhafte Schwärze mitzutheilen, brauchen die Hutmacher meistens ein starkes Decocat von Blauholz, Galläpfeln und Grünspan mit einem Zusaze von Vitriol oder auch von Gummi.

Zu einer Schreibdinte setzt man fast eben dieselben Materialien, den Grünspan ausgenommen, miteinander in Essig an; etwa drey Theile von Galläpfeln gegen einen von Vitriol und einen von gepulvertem Blauholze (*****). Besondere Versuche und lange Erfahrung haben dieses Verhältniß vor andern bestätigt. Wir haben doch noch keine Dinte, auf deren Dauerhaftigkeit man eine sichere Rechnung machen könnte (*****).

L

einbarung der Vitriolsäure mit den adstringirenden Theilchen der Galläpfel. Nun aber wird diese Vermengung oder Verbindung z. B. durch Scheidwasser, wie man weis, im Augenblicke, durch die Wirkung der freyen Luft aber und der Sonne gemeinlich, wie Versuche beweisen, inner etlichen Monaten, oder, wenn eine grössere Dose von Vitriol dazu gekommen ist, auch noch geschwind zerstört. Welch Wunder, wenn sich solches, wenigstens in vielen Jahren, auch in den Archiven ereignet?

Wir haben oben gesehen, daß verschiedene hohe Ingenieur- oder Miniaturfarben nach gewissem Ebenmaasse vereinigt eine sehr gute schwarze Farbe geben, und daß die Färber die kräftigste und dauerhafteste schwarze Farbe eben durch eine solche Zusammensetzung erhalten: sollten nun nicht auch Blauholz, Grapp, Sumach, Färberröthe, Johanniskraut u. d. g. m. ohne vielen Vitriol miteinander, oder jedes Stück besonder gekochet, und hernach vereinigt eine unverlöschliche Dinte geben? Wir sind im Be-

griffe, Versuche anzustellen, und die Prüfung durch verschiedene Witterungen der Luft zu machen. Sollte das Unternehmen gelingen, so wird es nicht an Gelegenheit mangeln, davon Nachricht zu geben.

Die Alten haben zum Schreiben gebrannten und fein geriebenen Kiehnruß oder Lampenschwarz mit vielem Gummi gebraucht. Man kann sich davon aus den eigentlichen Worten des Vitruvius und des Plinius überzeugen: so schreibt dieser Lib. 35. cap. 6. „Fit enim (atramentum) & fuligine pluribus modis, resina vel pice exustis. — Adulteratur fornacum balinearumque fuligine, quo ad volumina scribenda utuntur. — Perficitur librarium Gumi — admixto. Und jener L. 7. c. 10., „Quæ (fuligo) partim componitur ex Gumm subacto ad usum atramenti librarii. Wir haben schon oben ein und andersmal erinnert, daß schwarze Farben von Kohlen und Kiehnruß außer dem Feuer allem Verderbnisse auch in Jahrhunderte zu widerstehen vermögen, und die

Schrif-



Schriften, die man in dem Herkulano gefunden hat, bestätigen es. Die chinesische Dinte, von der wir bey den helldunkeln Farben etwas mehreres werden zu erinnern haben, ist eben fast keiner Veränderung unterworfen, und dienet in der Noth oder Elle sehr

gut, bleiche Schreibdinte völker und schwärzer zu machen. Sollte es denn nicht rathsam seyn, eines oder das andere von diesen, wenigstens wann die Wichtigkeit der Schriften eine unveränderliche Dinte fodert, unserer gemeinen begymischen?



